Bochumer Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

No. 6

Germinal

Aus dem Inhalt:

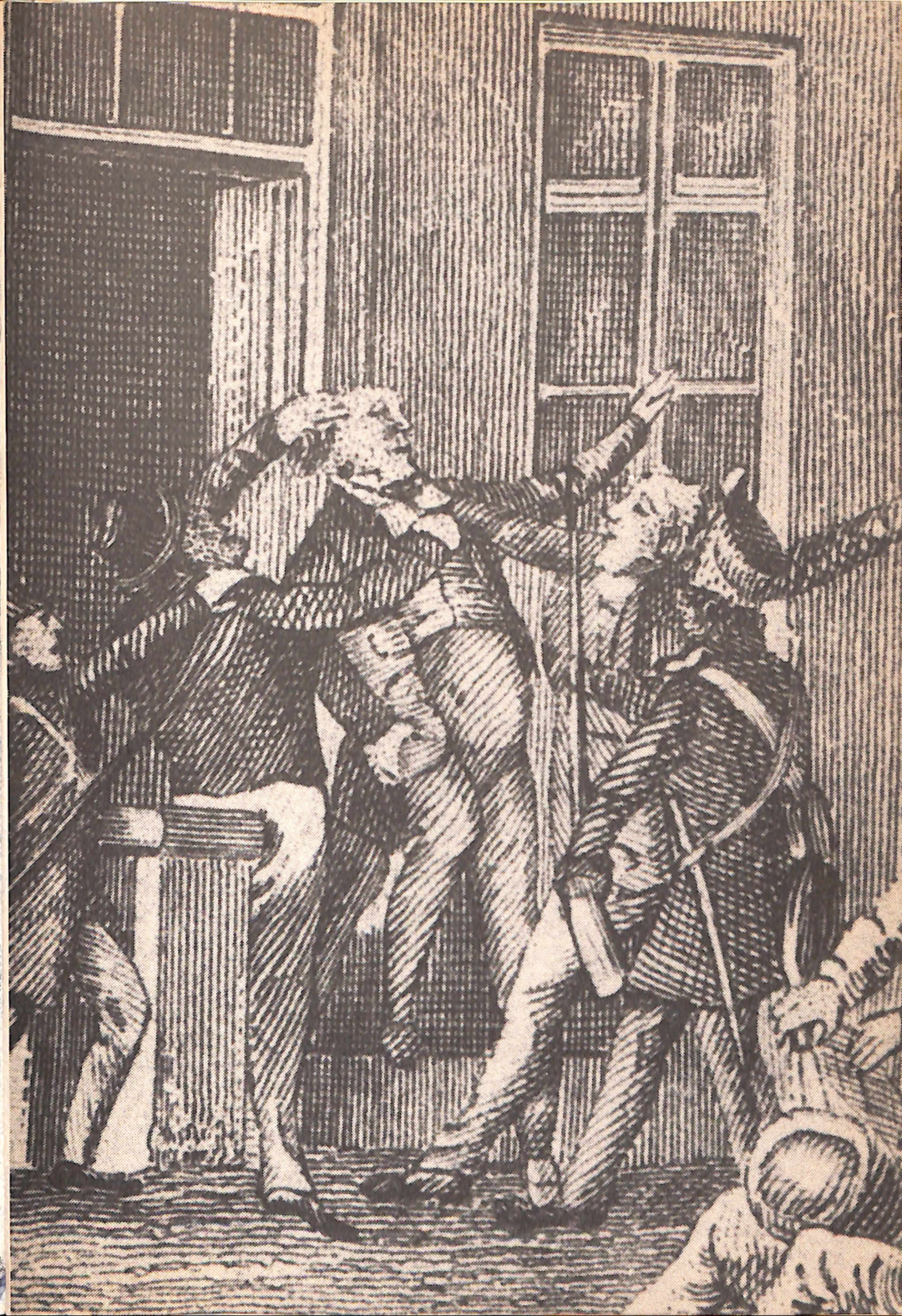
Die nationalsozialistischen »medizinischen« Experimente oder Die Vernunft empört sich über ihr Spiegelbild

Die Dialektik der Arbeit und ihr Ende

Die Furcht vor dem Faschismus

Der Alkoholgenuß der Hamburgischen Unterschichten (1750-1850)

Die Arbeit kann uns gestohlen bleiben! Historische Skizzen zur Arbeitslust bei Jugendlichen



Bochumer ARCHIV für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Jörg Hausmann, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Oskar-Hoffmann-Straße 121
4630 Bochum

Umschlagentwurf: Renate Schürmann

Preis des Abonnements für 4 Hefte (incl. Porto): 48,- DM. Für Arbeitslose, Kriegsdienstverweigerer, Auszubildende kostet das Abonnement 40,- DM. Bei Überweisungen bitte Kennwort "ARCHIV" angeben. Postscheckkonto: Germinal Verlag GmbH, Kto.-Nr. 20555-460 beim Postscheckamt Dortmund (BLZ 440 100 46)

CIP Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit. - Bochum: Germinal Verlag

Erscheint unregelmäßig. - Früher im Verl. Kramer, Berlin
Nr. 6 (1984) -
(Verl.-Wechsel)

(c) Germinal Verlag GmbH
Friederikastr. 38
D-4630 Bochum 1
1. Auflage 1984
Druck: Druckladen Bochum-Hamme GmbH
ISSN 0174-4658
ISBN 3-88663-400-O

Infoladen
Koburger Str. 3, 04277 Leipzig
Tel. 0341/3 02 65 04
Fax 0341/3 02 65 03

Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

INHALT

Zu diesem Heft 4

BERND NITZSCHKE
Die nationalsozialistischen "medizinischen" Experimente oder
Die Vernunft empört sich über ihr Spiegelbild, in dem sie nicht sich, sondern das Andere erblickt 13

JÜRGEN LANGENBACH
Die Dialektik der Arbeit und ihr Ende
Bemerkungen zum Maschinensturm 29

ANGELA MC ROBBIE
Die Furcht vor dem Faschismus: alte Geschichten neu erzählt 37

ULRICH WYRWA
Der Alkoholgenuß der Hamburgischen Unterschichten (1750-1850) 45

MANFRED LIEBEL
Die Arbeit kann uns gestohlen bleiben!
Historische Skizzen zur Arbeitslust bei Jugendlichen 77

BERND KLEMM
Gottfried Mergners "Anmerkungen zur Henry Jacoby" oder
Die Demontage einer politischen Vaterfigur 95

WOLF RAUL
Thesen zum intellektuellen Gebrauch 109

REZENSIONEN UND HINWEISE 115

Germinal

Zu diesem Heft

I.

Der deutsche Faschismus wird vielfach immer noch als Ausdruck von Kulturzerfall, als Einbruch des Irrationalen und Naturhaften in die abendländische Vernunft gesehen. Bernd Nitzschke zeigt in seinem Beitrag, daß eben diese beiden scheinbar gegensätzlichen Elemente, die Rationalität und die Irrationalität, sich in ihrer historischen Entwicklung gegenseitig bedingen. Die Vernunft konstituierte sich dergestalt, daß sie ein von ihr behauptetes Irrationales ausgrenzte und diesem dann "vernünftig" gegenübertrat; ein Prozeß, der in der europäischen Geschichte spätestens mit den Hexenverfolgungen einsetzte und seinen bisherigen Höhepunkt wohl im Faschismus fand. Am Beispiel medizinischer Experimente weist Nitzschke darauf hin, daß hier die Vernunft gewissermaßen zu sich selbst gekommen ist. Diesem Exzeß der Vernunft ist nun weder mit einer moralischen Attitüde beizukommen, denn dies hieße nichts anderes, als auf der Basis von behaupteter Vernunft das als unvernünftig oder irrational Behauptete wiederum auszugrenzen, noch mit einer offensichtlich modisch gewordenen Inthronisierung einer jenseits der Vernunft angesiedelten Welt voller Leidenschaften. Vernunft kann nur dann zum Verständnis ihrer selbst kommen, wenn sie sich (auch) als "Unvernunft" er- und anerkennt.

Jürgen Langenbach betrachtet den Faschismus als die Gesellschaft, in deren Ideologie sich am konsequentesten die Perversion einer Vernunft artikuliert, die sich als instrumentelle in einer Maschinerie und Arbeitsprozeß umfassenden Totalität materialisiert hat. Arbeit und Vernunft erscheinen als bewegter Leerlauf, dem die Dialektik ausgegangen ist. Dem ursprünglichen Versprechen einer befreiten Gesellschaft, das sich an die Fersen des technologischen Fortschritts geheftet hatte, ist dieser längst davongeeilt. Was Befreiung zu werden versprach, ist Gefangennahme geworden: am Horizont scheinen Maschinenruhe und Nicht-Arbeit auf.

Angela McRobbie zeigt in ihrem Beitrag, daß -jenseits von direkter Erfahrung - es gerade auch Bilder sind, die eigene Verhaltensweisen in starkem Maße bestimmen. Es ist nun gerade der deutsche Faschismus, der - im Gegensatz zum Stalinismus -in seinen Bildern auch heute noch präsent ist und damit gleichzeitig auch ein Dilemma anzeigt: es war offensichtlich die Rechte, die dazu tendierte, das alltägliche Dasein in kolonialisierender Absicht zu besetzen, während es der Linken vorbehalten blieb, den Traum von einer anderen Gesellschaft zu träumen, ohne daß es ihr letztlich gelang, einen entscheidenden Bezug zur Gegenwart herzustellen. Das auch hierin begründete Versagen der Linken hat sich, so zeigt die Autorin im zweiten Teil ihres Textes, in den Bildern, die uns von melancholisch-verzweifelten linken Intellektuellen überkommen sind, niedergeschlagen.

Ulrich Wyrwa reflektiert in seinem Text den Zusammenhang von Trinkgewohnheiten und gesellschaftlichen Verhaltensweisen am Beispiel der Hamburger Unterschichten zur Zeit der Industrialisierung. Den relativ gesitteten Trinkgewohnheiten und Trinkritualen der Handwerksgesellen, die noch in ihr zünftisches Leben integriert waren, stellt er auf der Basis von zeitgenössischen Quellen die entsprechenden Verhaltensweisen des städtischen, sehr oft nicht in den domestizierenden Arbeitsprozeß integrierten "Pöbels" sowie deren Auswirkungen gegenüber.

Manfred Liebel weist darauf hin, daß die heutzutage vielfach beklagte Arbeitsunlust bei Jugendlichen keine nur aktuelle Erscheinung ist, sondern ihre Geschichte hat. Schon zu Anfang des Jahrhunderts erweckte der "Halbstarke", dem die Arbeit zu keiner moralischen Verpflichtung geworden war, das Mißtrauen seiner konstruktiv-fortschrittlichen Mitbürger. Allerdings läßt sich diese Geschichte der Arbeitsunlust nur auf dem Hintergrund der allgemeinen ökonomischen Entwicklung ablesen. Phasen der in großem Maße gelungenen Integration von Jugendlichen in den Lohnarbeitsprozeß wurden immer wieder unterbrochen von Phasen, in denen die dominante Arbeitsmoral, meist in Zeiten verstärkter Arbeitslosigkeit, einem Erosionsprozeß unterworfen war. Es scheint nun so, daß heute, in einer Zeit verstärkter Rationalisierung und Entqualifizierung, die Arbeit ihrer Funktion als integrierender moralischer Instanz immer stärker enthoben wird.

Im zuletzt erschienenen Heft 5 des "Archiv" hatte Gottfried Mergner den ersten Band der Erinnerungen von Henry Jacoby zum Anlaß genommen, dessen moralisch motivierte politische Gesinnung als eine in der kleinbürgerlichen Klassenlage begrenzte und mit den Erfahrungen des Faschismus überholte politische Handlungsmöglichkeit aufzuzeigen. Bernd Klemm nimmt diese Stellungnahme zum Anlaß, Mergner Verfälschungen und Denunziation nachzuweisen. Mergner, so Klemm, nehme die Memoiren Henry Jacobys zum Anlaß, das Bild eines zum Scheitern verurteilten politischen Außenseiters zu konstruieren und dieses selbst geschaffene Bild dann mit Hilfe aktuell diskutierter Kriterien zu demontieren. Auf der Strecke bleiben bei dieser Art von "Montage-Technik" dann allerdings historische Wahrheiten.

Die "Thesen zum intellektuellen Gebrauch" verstehen sich als Hinweis darauf, daß eine Beschäftigung mit den Geschichten aus dem Kontext der Arbeiterbewegung in verstärktem Maße vielleicht auch eine Beschäftigung mit den Geschichten einer vordergründig zwar in aufklärerischer, letztendlich jedoch in herrschaftsorientierter Absicht agierenden Intelligenz sein sollte.

Für Rezensionen und Hinweise stand in dem vorliegenden Heft nur ein beschränkter Raum zur Verfügung; dieser Bereich soll in den folgenden Heften jedoch weiterhin ausgebaut werden. Die Redaktion bittet daher um Zusendung entsprechender Publikationen, die in den folgenden Heften vorgestellt und besprochen werden.

II.

Die Geschichte von Zeitschriften ist immer auch die Geschichte von Begegnungen und Trennungen: Vor genau zwei Jahren ist das letzte Heft des "Archiv" erschienen. In diesen zwei Jahren hat sich einiges verändert: Zum einen haben wir den Verlag gewechselt; nach vier Heften im "Karin Kramer Verlag" wird das "Archiv" in Zukunft aus arbeitstechnischen und ökonomischen Gründen bei "Germinal" in Bochum erscheinen; die bisher erschienenen Hefte werden in Zukunft über "Germinal" ausgeliefert. Zum anderen hat sich die Zusammensetzung der Redaktion geändert. Alexander Brandenburg hat seine Mitarbeit aus persönlichen Gründen eingestellt. Gottfried Mergner, sowie Thomas Kleinspehn und Ingrid Koschmieder, die seit einiger Zeit in der Redaktion mitgearbeitet hatten, trennten sich nach inhaltlichen und konzeptionellen Auseinandersetzungen von den restlichen Redaktionsmitgliedern, die - gleichsam in der Tradition ihrer bisherigen Arbeit - das "Archiv" als "Bochumer Archiv" fortführen werden.

III.

Zwei Jahre - es ist bereits erwähnt worden - ist kein Heft des "Archiv" erschienen: offensichtlich Zeit genug, einen Totengräber auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Und tatsächlich hat sich ein solcher eingefunden, in Gestalt des Peter Schöttler, der, wider besseres Wissen und gleichsam sehr interessiert, im September 1983 in der Hannoveraner Zeitschrift "Moderne Zeiten" und als Nachschlag in der "Frankfurter Rundschau" vom 4.1.1984 gleich von zwei Toten zu berichten wußte: "Zwei gescheiterte Zeitschriftengründungen ('Radikaler Historiker', 'Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit') haben außerdem ein berechtigtes Mißtrauen gegenüber isolierten Versuchen geschaffen, quasi aus dem Nichts eine nonkonformistische Geschichtsschreibung einfach zu d e k r e t i e r e n, ohne die sehr langsame und ungleiche Entwicklung der tatsächlichen 'Geschichte von unten' zu berücksichtigen."(1)
Man mag sich mit dem "Archiv" in kritischer, polemischer oder sonstiger Absicht auseinandersetzen: das ist gewünscht und kann nur von Nutzen sein. Man sollte es aber möglichst unterlassen, in einem relativ kurzen Satz einer Redaktion mit einer Reihe von Unterstellungen zu kommen, die in ihrer Dümmlichkeit eher etwas über die Gedanken des für diesen Satz Verantwortlichen kundtun. Einmal abgesehen davon, daß Schöttler, wie schon angedeutet, zu dem Zeitpunkt, als sein Artikel erschien, sehr wohl davon wußte, daß das "Archiv" weiterhin erscheinen würde, mag es durchaus noch angemessen sein, davon zu sprechen, daß das "Archiv" ein "isolierte(r) Versuch(en)" zu einer "nonkonformistischen Geschichtsschreibung" ist - aber, so läßt sich im Anschluß daran fragen, woran mißt sich der Begriff "isoliert"? Es wird doch wohl nicht die altehrwürdige "Seite

der Arbeiterklasse" sein, an die sich ein nonkonformistischer Geschichtsschreiber schmiegen muß, damit er sich seiner Isolation entkommen und einem recht massenhaften Unternehmen zugehörig fühlt. Und weiter: Es deutet doch wohl auf ein recht merkwürdiges Geschichtsverständnis hin, wenn Schöttler im gleichen Atemzuge der Redaktion bescheinigen möchte, daß sie "aus dem Nichts" erschienen sei: Dieser geheimnisvolle Bereich des historischen "Nichts" vermag sich offensichtlich dadurch auszuzeichnen, daß sich Schöttler in seinen Hallen noch nicht hat ergehen können. Zudem scheint der Autor hier seine geheimen Wünsche in etwas verdeckter Form zum Ausdruck kommen zu lassen: Nicht daß die Redaktion aus dem "Nichts" kommt, stört ihn in erster Linie, vielmehr daß sie im "Nichts" verschwinden möge, ist sein eigentliches Anliegen; auf diesem etwas umständlich erscheinenden Umweg vermag der Autor seine Totengräber-Instinkte zu befriedigen, allerdings muß er sich seines auserwählten Opfers erst selbst entledigen, bevor er zur ihn eigentlich befriedigenden Tat schreiten kann. Es ist insofern durchaus folgerichtig, daß er dieses Verschwinden im "Nichts" gerne "d e k r e t i e r e n" würde, aber statt diesen Wunsch nun offen zur Schau zu stellen, versucht er wieder Haken zu schlagen: Das "Archiv", so weiß er entsetzt zu berichten, habe nichts besseres zu tun, als "eine nonkonformistische Geschichtsschreibung zu d e k r e t i e r e n". Offensichtlich hat unser Autor die bisher im "Archiv" erschienenen Texte nicht recht zur Kenntnis nehmen können, ansonsten wäre es ihm wohl kaum eingefallen, sich ausgerechnet diese Texte zum Objekt zu erküren, an denen er seine eigenen geheimen Begierden in Form von Unterstellungen offenbar werden läßt. Zum Abschluß seines köstlichen Satzes weiß der Autor von der "sehr langsame(n) und ungleiche(n) Entwicklung der tatsächlichen 'Geschichte von Unten'" zu berichten. Auch wenn man annehmen möchte, daß er hier wohl eher die "Geschichtsschreibung von unten" gemeint hat -eine Tatsache, von der er aufgrund seiner Erfahrungen sicherlich einiges zu berichten weiß-, so mag man dieser Bemerkung in gewisser Hinsicht doch durchaus zustimmen: Manche Geschichte ist gar erst, bevor sie "Geschichte von unten" werden konnte, "Geschichte von oben" gewesen. Und diese "Geschichte von oben" kommt tatsächlich nicht aus dem "Nichts" - es mag wohl sein, daß der Weg von oben nach unten im "Nichts" endet, aber vorauszusehen ist auch dies nicht. Und die Erkenntnis eines Franz Jung: "Ich bin schon übersehen und vergessen"(2) möchten wir einem Peter Schöttler (noch) nicht unterstellen.

Die oben zitierte Bemerkung wäre sicherlich weder von Interesse noch von Belang, wenn der Autor nicht an führender Stelle in der "Geschichtswerkstatt e.V." tätig wäre. Und vor diesem Hintergrund mag es doch angebracht sein, einen kurzen Blick auf Schöttlers Weg zu werfen, der ihn schließlich zu der Erkenntnis geführt hat, daß der "Blickwinkel 'von unten'" für die von ihm intendierte "Geschichtsschreibungspraxis" der rechte sei.(3)

Schöttlers "Weg nach unten" nahm seinen Anfang mit einem recht umfassenden Rundumschlag: "Nur in der offenen Auseinandersetzung mit rechtem Opportunis-

mus und linken(!) Abenteurertum wird es gelingen, neue Kräfte für den Kampf gegen den Imperialismus zu gewinnen und die Einheit der internationalen Arbeiterbewegung zu festigen."(4) Das mag als richtungsweisende Direktive noch hingehen, aber auf den verschlungenen Pfaden der universitären Intelligenz scheint es dann doch angebracht, sich einer "theoretischen Konjunktur"(5) anzuschließen. Althusser hatte seine Erkenntnis, daß die "unbewußt/signifikante Metastruktur des Textes von Marx (gemeint ist "Das Kapital") zum Teil positiv aufweisbar, zum Teil aber auch nur anwesend als Abwesenheit" war (6) und die daraus folgende "Theorie der theoretischen Praxis" in "'frei' verfaßt(er) und veröffentlicht(er)"(7) Selbstkritik gerade revidiert, als Schöttler sich an seine Spuren heftete.

Da seine verzweifelten Ermahnungen zu "einer echten, theoretischen und politischen Rezeption" Althussers, sein Aufruf zu "einer erneuten 'richtigeren' Lektüre auch der älteren Texte" und zu einer "echte(n) Diskussion"(8) offensichtlich nur kleinste Kreise in Bann zu schlagen vermochten, mußte er sich schließlich selbst dafür hergeben, dem verehrten Publikum zumindest von seiner eigenen "echten" und "richtigeren" Lektüre und den daraus folgenden "Positionen" zu berichten.

Die Faszination, die von Althussers Konzept eines "theoretischen Klassenkampfs" ausgeht, beruht offensichtlich auf der daraus resultierenden Schlußfolgerung, daß "(marxistische) Philosophie auf(hört), die Welt zu interpretieren" und "zur Waffe im Kampf um die revolutionäre Veränderung" wird.(9) Diese glorreiche Selbstinthronisierung des klassenkämpferischen Philosophen findet ihre eigentliche Weihe allerdings erst auf dem "Kampfplatz", auf dem er sich aus der Vielfalt der "sozialen Praxen" eine ihm genehme aussuchen mag; Peter Schöttler hat sich nun, es wurde bereits kurz erwähnt, die "Geschichtsschreibungspraxis" auserkoren. Nachdem er somit einen "Kampfplatz" gefunden hat, auf dem "die Analysen und Thesen Althussers für den theoretischen und politischen Kampf der Marxisten-Leninisten in der BRD nutzbar zu machen sind"(10), dürfte er damit auch den Nachweis geführt haben, daß "seine Theoriearbeit... sich auch inhaltlich in die jeweilige Konjunktur ein(fügt)".(11) Und Theoriearbeit, das will hier festgehalten werden, heißt immer noch folgendes: "Es geht um die konkreten Formen der Verschmelzung von Arbeiterbewegung und Theorie, um die richtige Bestimmung der Massenlinie, schließlich auch um die richtigen theoretischen Klassenpositionen für die wissenschaftliche Arbeit der 'organischen' Intellektuellen des Proletariats".(12) Auf diese in nicht unbekannter Tradition stehende Art und Weise (13) auf den verlorengegangenen Spuren Althussers wandelnd, wird sich Schöttler aufgrund der ihm spezifischen "Geschichtsschreibungspraxis" notwendigerweise mit der "extrem 'subjektivistische(n)' Theorie-Position eines Thompson"(14) konfrontiert sehen;jenes Thompson, der in seiner Auseinandersetzung mit Althusser, diesem "Aristoteles des neuen marxistischen Idealismus", der "wiederholt sein Unvermögen zeigt, die von Marx benutzten historischen

Kategorien (Klasse, Ideologie etc.) zu verstehen"(15), über dessen "introvertierte Welt der Absurdität... nur staunen" konnte (16).
Ein Staunen, das sich im Laufe der Analyse allerdings zu der Erkenntnis verdichtet, daß Althussers theoretisches Imperium des wahren Marxismus und die darin eingeschlossene Kritik an der "Stalinschen Abweichung" gegen allen vordergründigen Schein nichts anderes sind, "als Ausdruck einer allgemeinen Polizeiaktion", als der "Versuch, den Stalinismus auf theoretischer Ebene zu rekonstruieren".(17)
Es ist in diesem Zusammenhang interessant, den Vermittlungsschritten des Althusserschen Anti-Stalinismus zu folgen: diesem zufolge hat Stalin an sich selbst gesündigt, indem er in "Ökonomismus" verfiel und diesen, man lese und staune, "manchmal unter dem nötigen Deckmantel grausam 'humanistischer' Deklarationen" verbarg (18). Unter dieser Perspektive gerät der Stalinismus zu einer "bürgerliche(n) A b w e i c h u n g vom proletarischen Klassenkampf"(19) und findet sich somit in der Nachbarschaft der vielfältigen "Abweichungen" von der reinen Lehre wieder, denen nachzujagen Althusser, auf der Basis seiner Erkenntnis des berüchtigten erkenntnistheoretischen Bruchs bei Marx, keine Mühe gescheut hat (20). Angesichts dieser Welt der Irrungen und Wirrungen, in der auch das Vertrauteste fremde "abweichlerische" Züge annimmt, gerät der sich als Anti-Stalinismus präsentierende Althusserianismus unter der Hand zu einem "theoretisch gefaßte(n) Stalinismus als Ideologie einer 'Elite' "(21). Peter Schöttler - um zum hiesigen Exponenten Althussers zurückzukehren - hat nun keine Mühen gescheut, obwohl er "gelegentlich das Ruder herumwerfen und im Zickzack fahren (muß), um vom anvisierten Kurs nicht abzukommen"(22), auf dem "Weg nach unten" tapfer voranzuschreiten. Mit einer zeitgemäßen Umformulierung einer alten Unterstellung, die seinerzeit Lenin bei Kautsky abgelesen hatte, ist er am aktuellen Ort des Geschehens angelangt: Der "Klassenkampf des Proletariats ist zunächst nicht mehr als eine Reaktion 'von unten', ein elementarer Widerstand", wobei dieser Widerstand sich heutzutage nicht nur in der Produktions-, sondern auch in der Reproduktionssphäre aufspüren läßt, ein "Zusammenhang", der "den betroffenen Individuen in der Regel nicht bewußt ist"(23). Eine Argumentation, die in ihrer Logik, Leninismus hin, Stalinismus her, vor gar nicht allzu langer Zeit in der Errichtung der stalinistischen Lager ihren konsequenten Höhepunkt fand. Wie bemerkte Thompson so treffend: "Wäre eine solche Theorie einmal mit Macht ausgestattet, so würde sie die Arbeiterklasse, weit davon entfernt sie zu 'befreien', einer bürokratischen Gelehrtenkaste ausliefern: die n ä c h s t e herrschende Klasse in Wartestellung."(24)
Peter Schöttler gehört nun zu "ein(em) kleine(n) Kreis von Leuten" (25), der am Abend des 28. Mai 1983, zum Abschluß des Treffens lokaler Geschichtsinitiativen und Geschichtswerkstätten, in einem Bochumer Studentenwohnheim die übergeordnete und mit Koordinierungsaufgaben betraute "Geschichtswerkstatt e. V." ins Leben rief; in diesem "kleine(n) Kreis" konnten dann, nachdem es vorher zu stundenlangen Auseinandersetzungen gekommen war, bei denen durch-

aus unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen der Anwesenden zum Vorschein kamen, "die Verabschiedung einer Vereinssatzung... und ein Selbstdarstellungstext... verblüffend schnell abgehakt werden"(26). Ein Ereignis jedenfalls, das in den Medien entsprechende Beachtung fand; es war gerade eine Woche vergangen, als der "Spiegel" bereits mit einem "Report über die neue Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik"(27) zur Stelle war, die "Frankfurter Rundschau" druckte den bereits zitierten Artikel von Peter Schöttler nach und schließlich, rechtzeitig zum diesjährigen Treffen der Geschichtswerkstätten in Berlin, stellte auch der "Vorwärts" in einem Beitrag von Alfred Georg Frei, Vorstandsmitglied des "e.V.", "die alternativen, gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Geschichtswerkstätten" vor (28). In der Zwischenzeit sind auch an anderen Orten eine ganze Reihe von Selbstdarstellungen, Diskussionsbeiträgen und auch kritischen Anmerkungen erschienen, so daß es müßig erscheint, die dort vorgetragenen Argumente hier noch einmal auszubreiten (29). Tatsache jedenfalls scheint zu sein, daß die lokal und regional forschenden Geschichtswerkstätten, ausgehend von den eher negativen Erfahrungen mit einer seit den sechziger Jahren in gewisser Weise dominant gewordenen universitären Sozialgeschichtsschreibung einerseits und einer traditionell organisations- und ideengeschichtlich orientierten Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung andererseits, eine Erforschung und Aufarbeitung der "Geschichte(n) vor Ort" anstreben und sich dabei weder einem bloß akademischen Interesse noch der traditionell genügsamen Heimatgeschichtsschreibung subsumieren lassen (wollen). Dieser Schritt zurück oder auch vorwärts in den "Alltag" mag vielerlei und sicherlich auch unterschiedliche Gründe haben; die Intentionen, die sich an solcher Forschungsarbeit festmachen, sind jedenfalls erst einmal grundsätzlich zu begrüßen. Um so fragwürdiger erscheint es dann, wenn sich diese doch offensichtlich dezentralistische und hoffentlich auch dezentralisierende Orientierung gleich wieder einen zentralistisch funktionierenden und organisierenden "Überbau" gibt, eben den genannten "e.V.", der seine Aufgabe darin sieht, die vielfältigen Ansätze und Strömungen zu "vernetzen"; man sollte sich in der Tat sehr genau ansehen, in welchem Netz man sich da möglicherweise verfängt und schneller,als man vielleicht ahnt, zu zappeln anfängt. Die Arbeit der Geschichtswerkstätten und ähnlicher Unternehmungen und Initiativen zielt notwendigerweise darauf ab, "Geschichte zu einer politischen Aktion zu machen" (30). Und eine politische Aktion wird sich immer noch die Frage nach der Zweck-Mittel-Relation stellen müssen. Eine lokal und regional orientierte Geschichtsschreibung, die mehr sein will als bloß Transformationsriemen für die Einführung neuer und erst einmal ungewohnter historischer Sicht- und Forschungsweisen in akademische Gefilde, wird sich die Frage gefallen lassen müssen, inwieweit in der Etablierung einer national organisierten übergeordneten Instanz, gerade auch aufgrund der Zusammensetzung eines solchen Gremiums, nicht von vorneherein eine Selbstenteignung angelegt ist.

Anmerkungen

(1) Peter Schöttler, Eine "grüne" Geschichtsschreibung? - Von der Alltagsgeschichte zur "Geschichtswerkstatt", in: Moderne Zeiten 9/1983, S.48 (nachgedruckt in der "Frankfurter Rundschau" vom 4.1.1984 unter dem Titel: Historiker auf neuen Pfaden: "Spurensicherung" im Alltag)
(2) Franz Jung, Der Weg nach unten, Neuwied/Berlin-Spandau 1961, S.479
(3) Peter Schöttler, a.a.O., S. 48 bzw. 49
(4) Robert Fahrle/Peter Schöttler, Chinas Weg - Marxismus oder Maoismus, Frankfurt/M. 1969, S.226
(5) Peter Schöttler, Philosophie/Politik/Wissenschaft, in: alternative 97/1974, S.163; hierzu die treffende Bemerkung E.P. Thompsons: "Insbesondere gestattet" Althussers Theorie "dem angehenden Akademiker, sich in einem harmlosen revolutionären Psychodrama zu engagieren und gleichzeitig eine ehrbare und konventionelle intellektuelle Karriere zu verfolgen." (Das Elend der Theorie, Frankfurt/New York 1980, S.250)
(6) Peter Schöttler, Philosophie/Politik/Wissenschaft, a.a.O., S.157
(7) Peter Schöttler, Vorwort: Widerruf oder Berichtigung, in: Louis Althusser, Elemente der Selbstkritik, Westberlin 1975, S.10
(8) ebd., S.7 bzw. 31
(9) ebd., S.25
(10) ebd., S.31
(11) ebd., S.27
(12) ebd., S.29
(13) "Und nicht zufällig erscheint dabei die Frage des Leninismus als eigentliche Gretchenfrage." (ebd., S.29) "Es ging und geht letzten Endes und trotz aller Schutzbehauptungen und Verneinungen um den Leninismus als solchen" (Peter Schöttler, Rechte oder linke Stalinismus-Kritik? in: alternative 118/1978, S.59.
(14) Peter Schöttler, Eine "grüne" Geschichtsschreibung? a.a.O., S.49, Anm. 4
(15) E.P. Thompson, a.a.O., S.43
(16) ebd., S.65
(17) ebd., S.187
(18) H. Arenz/J. Bischoff/U. Jaeggi (Hrsg.), Was ist revolutionärer Marxismus? Kontroverse über Grundfragen marxistischer Theorie zwischen Louis Althusser und John Lewis, Westberlin 1973, S.108
(19) Peter Schöttler, Rechte oder linke Stalinismus-Kritik?, a.a.O., S.53
(20) "Dies ist also der unsichtbare Gegner, mit dem Althusser in Für Marx und Das Kapital Lesen ringt: die antistalinistische Revolte, die umfassende intellektuelle Kritik, die sich für einige Zeit unter dem Motto "Sozialistischer Humanismus" zusammenfand." (E.P. Thompson, a.a.O., S. 190
(21) ebd., S.245; es ist in diesem Zusammenhang natürlich nicht möglich, das Althussersche und damit auch Schöttlersche Dilemma mehr als nur anzureißen; Thompsons Werk bietet immer noch einen adäquaten Ausgangspunkt für eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem Althusserschen Ideen-Kosmos.
(22) Peter Schöttler, Vorwort, a.a.O., S.7
(23) Peter Schöttler, Die Entstehung der "Bourses du Travail". Sozialpolitik und französischer Syndikalismus am Ende des 19. Jahrhunderts, Frankfurt/New York 1982, S.14
(24) E.P. Thompson, a.a.O., S.251
(25) Geschichtswerkstatt Info 1/1983, S.17
(26) Rainer Wirtz, Die Andere Geschichte? in: Journal für Geschichte 5/1983, S.65
(27) "Ein kräftiger Schub für die Vergangenheit", in: Der Spiegel 23/1983
(28) A.G. Frei, Ehrfurcht vor nationalen Erinnerungsstätten? in: Vorwärts 21/1984

(29) An erster Stelle ist hier das von der "Geschichtswerkstatt e.V." herausgegebene "Info" zu nennen, von dem bisher drei Ausgaben vorliegen, die zuletzt erschienene als Sonderheft der schon erwähnten Zeitschrift "Moderne Zeiten"; daneben das von der Stuttgarter Franz-Mehring-Gesellschaft herausgegebene Jahrbuch "Demokratie- & Arbeitergeschichte" (bisher ebenfalls drei Ausgaben); an Einzelbeiträgen neben den schon erwähnten Aufsätzen: Volker Ullrich, Geschichte von unten. Die neue Bewegung zur Erforschung des Alltags, in: Journal für Geschichte 2/1984; ders., Alltagsgeschichte. Über einen neuen Geschichtstrend in der Bundesrepublik, in: Neue Politische Literatur 1/1984; Alfred G. Frei, Alltag-Region-Politik. Anmerkungen zur "neuen Geschichtsbewegung", in: Geschichtsdidaktik 2/1984.

(30) Thomas Lindenberger, Werkstattgeflüster. Überlegungen zu Selbstverständnis und Praxis radikaldemokratischer Geschichtsforschung aus der Berliner Geschichtswerkstatt, in: Demokratie- & Arbeitergeschichte Jahrbuch 3, Weingarten 1983, S.26

DER KOMMUNISMUS
ENTWICKELT SICH IM KAMPF
- GEGEN DIE ARBEIT
- GEGEN DIE QUALIFIKATION
- FÜR MEHR LEBEN

Die zweite Auflage des mittlerweile legendären AUTONOMIE-Readers enthält u.a.:

Karl Marx: Abschweifungen über produktive und unproduktive Arbeit

K.-H. Roth / D. Hartmann: Dialektik der Arbeit

Carlo Jäger: Arbeiterstandpunkt und politische Ökonomie

D. Hartmann: Gewalt der formalen Logik

und weitere Artikel von Karl Marx bis Raniero Panzieri

Preis: 6,- DM

2. Auflage

AUTONOMIE reader

Bezug über die Redaktionsanschrift

Bernd Nitzschke

DIE NATIONALSOZIALISTISCHEN "MEDIZINISCHEN" EXPERIMENTE oder DIE VERNUNFT EMPÖRT SICH ÜBER IHR SPIEGELBILD, IN DEM SIE NICHT SICH, SONDERN DAS ANDERE ERBLICKT

Anmerkungen zur Psychohistorie und Vernunftkritik

> "Die Einheit von Sentimentalität und Renommage ist die Empörung. In ihrer Richtung nach Außen, gegen Andre, ist sie Renommage; in ihrer Richtung nach Innen, als Knurren-in-sich, ist sie Sentimentalität. Sie ist der spezifische Ausdruck des ohnmächtigen Widerwillens des Philisters."
> (Marx und Engels über Sankt Max - Deutsche Ideologie -)

1

Deutsche Ideologie heute, post festum '68, ist auf weiten Strecken - französische Ideologie. Die Entgrenzung, das Begehren, die Verschwendung, der Exzeß, das Opfer und das Heilige, der Tod, die Revolte als Kabinettstück, als Clownerie oder Selbstaufhebung, kurz die Politik als Panoptikum im Kopfe des bürgerlichen Intellektuellen ist Gegenstand einer französischen Debatte, die manche Auflockerung sterilen Theoretisierens gebracht hat, doch inzwischen als "Diskurs" das althochdeutsche Wort "Geschwätz" auf weiten Strecken überflüssig zu machen beginnt. Die Verschwendung der Leidenschaften wird propagiert, und doch kommt oft dabei nicht mehr heraus als eine Verschwendung von Worten und - Propaganda, Selbstpropaganda. Der Narzißmus des Intellektuellen, seine Subjektlosigkeit, Gegenstück der Beliebigkeit der Objekte der Reflexion, die austauschbar geworden sind wie die Waren auf dem Markt und die Worte im "Magazin der Moden", feiert Triumphe. Das Kunststück des Intellektuellen im Zeitalter seiner beliebigen Reproduzierbarkeit. Ein politischer Kopf, ein Schriftsteller, der heute noch von sich reden hören will, muß erst einmal Unterschrift-Steller werden: Der passende Protestaufruf, die nächstliegende Erklärung und Resolution werden sich schon einfinden. Die tragische Erkenntnis, überflüssig geworden zu sein, weil inflationärer Protest keiner ist und weil die an die Wand gesprühte Apokalypse als "progressiver" Schlagertext die Massen längst besser ergreift, um sich in Form eines Schleiers als materielle Gewalt über die Gehirne zu senken, das alles führt zum Selbstmitleid, zur geschmäcklerischen Resignation. Und das führt dazu, die Dinge, wie sie sind, als Ausgeburten des Monströsen wahrzunehmen, anstatt sie politisch aufzufassen.

Jenseits des Lustprinzips, des Bedürfnisses also, wird endlich auch Freuds totgeglaubter Todestrieb wieder entdeckt. Das sind die Dinge, die auf uns zukommen: "Das Anagramm oder der Gabentausch sind keine absonderlichen Episoden am Rande der linguistischen und anthropologischen Disziplinen, keine subalternen Angelegenheiten im Vergleich zu den großen Maschinen des Unbewußten und der Revolution. Es zeichnet sich hier die Bildung einer einzigen großen Form ab, von der sich Marxismus und Psychoanalyse vielleicht nur aus Mißverständnissen herleiten, eine Form, die die politische Ökonomie ebenso wie die Libidoökonomie zurückweist, indem sie schon jetzt ein Jenseits des Werts, ein Jenseits des Gesetzes, ein Jenseits der Verdrängung und ein Jenseits des Unbewußten erkennen läßt. Das sind die Dinge, die auf uns zukommen" (Baudrillard 1982, 7). Immerhin, noch in ihrer Abschaffung werden die beiden großen theoretischen Entwürfe, der Marxismus und die Psychoanalyse, als solche sichtbar. Hier will einer nicht einfach originell sein - das auch; hier will einer Herkules spielen, den theoretischen Stall ausmisten, um das unter dem Mist verborgene Gold zu finden - und dieses Gold ist "der Gedanke des Todestriebes bei Freud" (Baudrillard 1982, 8), den es, wie wäre es anders möglich, wenn einer auf der Schulter des Riesen steht, um ihn anzuspucken, zu "radikalisieren" gilt; ein Gedanke der gegen Freud - soll wohl heißen: gegen den von Freud ebenfalls glorifizierten Eros - zu "kehren" ist (Baudrillard 1982, 8). Dabei wäre der Gedanke, sich auf die Geschichte jener Lager zu besinnen, in denen der Tod konzentriert worden ist - die Irrenanstalten, die Gefängnisse, die Fabriken auf jeden Fall -, nicht schlecht. Der Tod in all seinen Gestalten - als Demütigung, Erniedrigung, Ausbeutung, Verletzung, Verstümmelung und schließlich Vernichtung des Menschen d u r c h d e n M e n s c h e n (nicht durch irgendein Abstraktum und sei es das "Kapital") - ist eine nicht wegzudenkende Determinante der Historie. Wenn heute die M i t t e l der Vernichtung angewachsen sind, so heißt dies keineswegs, daß irgendeine neue Qualität in der Geschichte des Todes auszumachen sei. Im Gegenteil: Das Monströse vernebelt das Denken, anstatt es zu befreien. Die Wiederentdeckung des "Todestriebes" bringt die versteinerten Verhältnisse nicht zum Tanzen - sie werden nur aufgebahrt im Leichenschauhaus der monströsen Gedanken, die von sich glauben, hinaus zu sein über die Entwürfe von einst. Sankt Max, der Einzige: In der "Französischen Ideologie", die noch geschrieben werden müßte, taucht er wieder auf in einer Vielzahl von Maskeraden: als Soziologe, Politologe, Ethnograph und schließlich gar als Psychoanalytiker. Warum denn auf die Barrikaden steigen, wenn man sie längst hinter der eigenen Stirn aufgetürmt hat? Warum denn die Faust ballen, wenn man die Hand dem "Schicksal" reichen möchte? Was auf uns zukommen wird, wissen wir also. Wie es aber war, wird uns auch erläutert: Der Mai '68 verdankt sich der tragischen Selbsterkenntnis des Intellektuellen, nichts mehr als sich selbst bewirken zu können. Die Revolte "hat zuerst die Universitäten erreicht, und zunächst die humanwissenschaftlichen Fakultäten, weil es immer

deutlicher zutage trat (sogar ohne klares 'politisches' Bewußtsein), daß man dort nichts mehr produzierte, sondern nur noch damit beschäftigt war, zu reproduzieren (nämlich Lehrer, Wissen, Kultur, die ihrerseits Faktoren der Reproduktion des allgemeinen Systems sind). Das wurde als totale Nutzlosigkeit... erlebt, und das war es, was die Studentenbewegung von 1968 ausgelöst hat..." (Baudrillard 1982, 52). Das also war es! Die alte Weisheit, daß das "System", solange es irgend an seine Selbsterhaltung und Reproduktion glaubt, sich also in Gestalt der einzig möglichen und einzig denkbaren Realität präsentiert, nicht nur auf Produktion - nach Maßgabe seiner Herrschaftsinteressen -, sondern auch auf Reproduktion - zur Absicherung seiner Herrschaftsinteressen - bedacht ist, die Banalität hat den Mai '68 möglich gemacht. Von einer realen sozialen Deklassierung des Intellektuellen, des Akademikers, ist nicht die Rede. Seiner Proletarisierung kommt der Denker zuvor, indem er in seinem Kopf das Proletariat abschafft, damit zugleich die Herrschenden. Beides wird ersetzt durch Mystifikationen: Anagramm und Gabentausch, Apokalypse und Todestrieb. Und eine sinn-lose Produktion, die menschliche Bedürfnisse ihres Sinns beraubt, um sie nach dem Sinn von Herrschaft neu zu modellieren, wird nicht als solche hinterfragt, sondern mit dem Gefühl der Sinnlosigkeit und Ausweglosigkeit sentimental verkleidet. Die neuen Sinn-Produzenten produzieren Unsinn, der noch in seiner scheinbar negativen Geste die Sinnlosigkeit der Produktion reproduziert. Das ist, post festum '68, der Stand der Dinge.

2

Post mortem, vierzig Jahre nach Auschwitz, kommt die Phantasie endlich an die Macht. So wie die Realität von einst zur Phantasmagorie verkommt, so erleben fantasy und science fiction Hochkonjunktur: Der Mythos des Alltags, der Mythos der Moderne oder Postmoderne, bald auch der des 20. Jahrhunderts, sind endlich unter Intellektuellen wieder gefragt. Zwischen "Hitlers Tagebüchern" und "Verständigungstexten", Erfahrungs- und Bekenntnisreden, besteht die Differenz in der Bedeutungslosigkeit: Das eine ist bedeutungslos, weil es gefälscht ist, das andere, weil es "authentisch" zu sein vorgibt. Einer der geistigen Schönredner hat neuerdings sogar ausgemacht, daß die Theorie der Literatur heute mehr Phantasie und Sprachgewalt entfalte als die Literatur selbst. Je "phantastischer" die Realität wird, desto mehr strengen sich die Geister an, sie nicht mehr zu erkennen. Nun denn, empören wir uns also! Was könnte ein deutscher Intellektueller, also ein Philister, denn wo gäbe es hierzulande im Augenblick Intellektuelle, die keine Philister wären, auch anderes tun - als sich zu empören?

"Etwas" an der Vernunft des Kapitals scheint die Geste der Empörung zu erzwingen. Oder die der Sentimentalität und der Renommage, um mit Marx und Engels zu sprechen. Unter der Bedingung des deutschen Faschismus erscheint

dieses "Etwas" am klarsten. Wie hat sich die Herrschaftsvernunft seinerzeit so sehr vergessen können, Einstein zu verjagen, anstatt ihn hierzulande die Atombombe konstruieren zu lassen? Hieße den Widersinn des Faschismus aufklären, die Vernunft des Kapitals selbst zu begreifen? Oder greift eine vernünftige Analyse des Faschismus nicht notwendig ins Leere, weil sie die Voraussetzungen der Vernunft noch allemal bejaht? Diese Voraussetzungen aber beruhen nicht zum geringen Teil in einer Abgrenzung der Vernunft gegenüber der Devianz. Je mehr sich die Vernunft von aller Devianz reinigt, desto mehr beschmutzt sie sich die Hände beim Versuch der Ausrottung allen Widerstands und aller Widerständigen.

Durch Hitlers Biographie gewinnt die Geschichte des Asyls einen bezeichnenden Akzent. Der spätere Führer der Massen war selber Obdachloser, Asylant. "Abend für Abend" stand er "vor dem Meidlinger Obdachlosen-Asyl". "Hier lernte er einen Landstreicher namens Reinhold Hanisch kennen, der in einem später verfaßten handschriftlichen Bericht dargestellt hat, wie 'ich nach langer Irrfahrt auf den Landstraßen Deutschlands und Österreichs das Asyl für Obdachlose in Meidling aufsuchte. Zur linken auf der Drahtpritsche war ein magerer junger Mensch mit ganz wund gelaufenen Füßen. Da ich noch Brod von den Bauern hatte teilte ich mit ihm... Seine Heimath Braunau am Inn hatte ich durchwandert, so konnte ich leicht seinen Erzählungen folgen' " (Fest 1973, 70f.). Hitler und Hanisch, Freunde in der Not. Als Hitler 1938 des Hanisch habhaft werden konnte, ließ er ihn umbringen.

Hitler,der Asylant,als Architekt der Asyle, der Konzentrationslager. In diesen Lagern wurde die Devianz - oder was man dazu erklärte - konzentriert: Juden, Zigeuner, Homosexuelle, Landstreicher, Anarchisten, Pazifisten, Prostituierte, Sozialdemokraten, Kommunisten. Russische und polnische Untermenschen, Schwachsinnige, Krüppel und Verrückte wurden der Vernichtungsmaschinerie ebenso übergeben. Am Ende hat Hitler das Projekt der abendländischen Vernunft einfach nur mißverstanden, weil er es bis zur letzten Konsequenz e r n s t nahm: Die Ausrottung aller Devianz, die von solcher Vernunft umso mehr produziert wird, je mehr die Devianz vermieden werden soll, war von jeher Kalkül einer Vernunft, die sich von den Leidenschaften trennen mußte, um sich zu konstituieren. In dieser Trennung liegt aber auch der Rückzug der Kultur von den Leidenschaften begründet, die damit nicht einfach nur sich selbst überlassen werden, sondern sich weiterentwickeln, a-sozial geworden. Auch das ist E r g e b n i s von Kultur, keineswegs sind die Leidenschaften "so" von Natur aus. Von Natur aus sind sie vielmehr integrale Bestandteile menschlicher Kommunikation, und soweit Natur Kultur wird, sind sie zunächst auch in diese integriert. Wenn die bürgerliche Vernunft die Raserei der Leidenschaft im Getto beobachtet, so mag das noch angehen. Wenn sie sich aber als nicht beteiligt an diesem Zustand begreift, so betrügt sie sich um ihre eigene Wahrheit. Wenn Hitler inmitten Europas, inmitten des 20. Jahrhunderts, end-

lich seine "Kolonialvölker" entdeckt, so vollzieht er nur nach, was Jahrhunderte europäitscher Kultur überall in der Welt, jenseits der Ozeane, vorexerziert hatten: Barbarei, Versklavung und Ausrottung. Die Utopie einer "besseren" Welt, der Gedanke der Zivilisation und des Fortschritts, waren damit schon immer verbunden. Daß Hitler dies so ohne allen Rückgriff auf christlich-humane Ideologie betrieb, um die Vernichtung schließlich zum Selbstzweck zu erklären, mag ein "Fehler" gewesen sein, den ihm die Vernunft nicht vergeben kann, weil sie gerade in diesem "Fehler" ihr Konstruktionsprinzip erkennen müßte (vgl. Nitzschke 1981). Um nicht mißverstanden zu werden: Die Vernunft des Faschismus ist zum größeren Teil erklärbar durch eine Analyse der Klassenherrschaft. Es bleibt ein "Rest", der als s c h e i n b a r metaphysisch-mythisches Bedürfnis der Massen zu etikettieren wäre - und gerade die Organisation dieses "Rests" kennzeichnet die Massenpsychologie des Faschismus. Nichts daran aber ist metaphysisch oder mythisch, alles daran erklärt sich durch die Organisation der Sehnsüchte der Isolierten und Vereinzelten, die in den künstlichen Massen die kollektive Ritualisierung des Affekts erleben, gerade solcher Affekte, die im Alltagskollektiv nicht mehr unterzubringen sind. Der Verführer instrumentalisiert die Sehnsüchte, die durch die Leerstellen des durchrationalisierten Arbeitsalltags erst in ihrer spezifischen Gestalt geschaffen werden. Entgrenzung und Begehren bekommen ihren pseudo-mythischen Platz, der Tod, den die Herrschaftsgesellschaft täglich von neuem in jedem einzelnen produziert, wird gefeiert - im Krieg und in der Vernichtung des Andersseins. Man darf anders sein und doch dazugehören, soweit man sich an diesen Ritualen der kollektiven Enthemmung beteiligt. Dabei aber kommt nicht eine archaische Triebnatur des Menschen wieder an die Oberfläche, die hinter der dünnen Haut der "Kultur" als Bestialität lauern würde, sondern es handelt sich um Derivate eben dieser Kultur. Die Leidenschaften, auch die des Todes, erscheinen nicht als befreite, sondern in der Gestalt ihrer Gefangenschaft, so wie die Imaginationen des De Sade nicht die der Natur, sondern die der Bastille sind.

3

"Es wird weiter davon gesprochen, daß den Leichen in einzelnen Fällen die Köpfe... abgeschnitten würden, um sie anatomisch untersuchen zu lassen." (Aus einem Schreiben des Oberlandesgerichts Frankfurt - Dez. 1939 - an den Reichsminister für Justiz über "Gerüchte" in der Bevölkerung, die Ermordung von Geisteskranken betreffend)(+)

In den "medizinischen" Experimenten der Nationalsozialisten verbinden sich wissenschaftliches Kalkül und - moralisch gewertet - Inhumanität. Nicht moralisch gewertet, kommt darin ein Verhältnis des Menschen zum Menschen zum

(+) Zit. n. Mitscherlich, Mielke (1978, 197); die Zitate im folgenden Text sind dieser Dokumentation des Nürnberger Ärzteprozesses entnommen und werden nur noch durch die Seitenangaben belegt, die der Neuauflage von 1978 entsprechen.

Ausdruck, das sich tiefer Verzweiflung an der Unerreichbarkeit des Anderen verdankt. Die Menschen sind soweit auseinandergerückt, sind füreinander derart unerreichbar geworden, können sich emotional nicht mehr miteinander verbinden und vermischen, daß sie einander sezieren müssen, um vergeblich die "Seele" im anderen zu suchen (vgl. Nitzschke 1983). Als sich die Vernunft der Neuzeit konstituierte, indem die Hexen und Zauberer, eigentlich: ein bestimmtes menschliches "Vermögen", ausgegrenzt und vernichtet wurden, begann ein Prozeß der Entfremdung, des Fremdwerdens, der in der Mitte des 20. Jahrhunderts seinen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Unter dieser Perspektive gesehen, kommt in der Ermordung der Geisteskranken ein Versuch zum Ausdruck, das Verrückte, das die "Zivilisation" tagtäglich produziert, in bestimmten Personen dingfest zu machen, um es mit diesen Menschen auszurotten.
Professor August Hirt von der "Reichsuniversität" Straßburg legt sich eine Schädelsammlung "von jüdisch-bolschewistischen Kommissaren zu wissenschaftlichen" Forschungszwecken an (174). In einem für Himmler bestimmten Bericht formuliert er Anweisungen an die Wehrmacht. Die gefangenen "jüdisch-bolschewistischen" Kommissare sind der Feldpolizei zu übergeben. Es sind biographische Anamnesen zu erheben, Photographien anzufertigen, anthropologische Messungen vorzunehmen. Sodann sind die Gefangenen zu ermorden. "Der zur Sicherstellung des Materials Beauftragte" hat "nach dem... herbeigeführten Tode des Juden, dessen Kopf nicht verletzt werden darf", "den Kopf vom Rumpf" zu trennen, und "sendet ihn in eine Konservierungsflüssigkeit gebettet in eigens zu diesem Zweck geschaffenen und gut verschließbaren Blechbehältern zum Bestimmungsort" (174). Der deutsche Wissenschaftler rettet für das Museum, wovon er die Menschheit befreien muß. Die Konservierung des Abartigen als Symbol und Trophäensammlung des Fortschritts.
In Sachsenhausen und Natzweiler-Struthof werden Versuche mit Lost- und Senfgas an Konzentrationslagergefangenen unternommen. Die "Humanversuche" werden unter Berücksichtigung strengster wissenschaftlicher Bedingungen vorgenommen. Es kommt zu Verbrennungen am ganzen Körper. Die Toten werden seziert. "Die Eingeweide, Lunge usw. waren total zerfressen" (169). Ein Zeuge berichtet über die Folgen von Phosgenversuchen: "Ich habe die Lungen gesehen von Leuten, die wurden dann gleich seziert im Ahnenerbe, die waren dann vielleicht so groß wie ein halber Apfel, zerfressen, voll Eiter" (170). In Ravens-

---

(Forts. Anm. S. 17:) Tatsächlich wurden Köpfe ermordeter Psychiatrie-Patienten u.a. vom Heidelberger Psychiater Carl Schneider anatomisch präpariert. Der Psychiater Hans-Joachim Rauch war Assistent bei diesem Mordkomplizen und hat "dafür gesorgt, daß die Gehirne von Menschen, die in der Anstalt Eichberg als 'Lebensunwerte' ermordet worden waren, vorseziert und sicher verpackt an Schneider in Heidelberg geschickt wurden" (DIE ZEIT, 30.3.1984). Vom Stammheim-Gericht wurde dieser Hans-Joachim Rauch zum Gutachter im Prozeß gegen den RAF-Angeklagten Peter-Jürgen Boock bestellt, an dem jüngst eine gnadenlose Justiz exekutierte, was sie unter Recht versteht.

brück werden an Frauen Sulfonamidversuche unternommen. Drei Versuchsgruppen werden unterschiedlich infiziert. In die künstlichen Wunden kommen "einmal nur Bakterien, dann Bakterien und winzige Holzteile, schließlich noch Bakterien, Holzteile und Glas" (138). Über die Ergebnisse der artefiziellen Erregung von Gasbrand wird auf einer Tagung vor 200 Ärzten der Wehrmacht berichtet. "Die Versammlung bestand fast durchweg aus namhaften Vertretern der Wissenschaft, insbesondere aus Universitätsprofessoren, wenigstens aber aus selbständigen Leitern von Abteilungen großer Krankenhäuser, sowie aus aktiven Sanitätsoffizieren in leitenden höheren Stellungen" (153).
In anderen Fällen kommt es zu Knochentransplantationsversuchen. Einer Gefangenen wird das Schulterblatt entnommen, um es auf einen Privatpatienten zu übertragen. Die Gefangene wird anschließend getötet. In Buchenwald und Natzweiler wird mit Fleckfieber- und Hepatitisviren experimentiert. Meerwasser-Trinkversuche werden in Dachau und in Auschwitz unternommen. Um die Wirkung von Blutstillmittel zu erproben, werden Gefangenen Schußwunden zugefügt: "Dem Russen wurde durch einen auf einem Stuhl stehenden SS-Mann von rechts oben in die rechte Schulter geschossen. Der Schuß kam in der Nähe der Milz heraus. Es war beschrieben, daß der Russe zusammenzuckte und sich dann auf einen Stuhl setzte und nach 20 Minuten starb" (71). Bei Unterdruckversuchen, um "die Lebensdauer des Menschen in sauerstoffarmer Luft und niedrigem Druck"(22) zu studieren, werden Gefangene in großen Höhen extremen Bedingungen ohne Sauerstoffmaske ausgesetzt Die Gefangenen leben von Beginn des Versuchs an noch etwa 30 Minuten und werden anschließend seziert. Das Gehirn wird herausgenommen und als anatomisches Präparat konserviert.
Von besonderem Interesse sind die Unterkühlungsversuche, weil sich hierbei das Geheimnis der Perversion in der "Rettung" der Opfer enthüllt. Über eine Versuchsserie berichtet Professor Hippke, von 300 Gefangenen seien an den Unterkühlungs-Experimenten etwa 80 - 90 gestorben. In einem anderen Zusammenhang heißt es: "Die Frage der Rettung an der Luft Erfrorener ist inzwischen auch geklärt worden, da in Dachau Gottseidank auch nochmal starkes Frostwetter eintrat. Einzelne Leute waren 14 Stunden bei -6° im Freien..." (65). Die "Rettung" der Unterkühlten wurde teilweise mit Hilfe "animalischer Wärme" unternommen, d.h. der Gefangene und Gequälte sollte durch die Körpernähe und Körpertemperatur anderer Menschen wieder aufgewärmt, zum Leben zurückgebracht werden. Symbolisch erfriert der Gefangene in der zwischenmenschlichen Kälte, um dann durch zwischenmenschliche Wärme wieder zum Leben erweckt zu werden. Die bereits bewußtlosen Versuchspersonen - Männer - "kamen... zwischen 2 nackte Frauen in ein breites Bett zu liegen" (64). "Der Körpertemperaturanstieg erfolgte dann ungefähr in derselben Geschwindigkeit, wie bei Versuchspersonen, welche durch Einhüllung in Decken erwärmt wurden (siehe Kurve 2). Eine Ausnahme machten vier Versuchspersonen, welche zwischen 30 und 32 Grad den Beischlaf ausübten. Bei diesen Versuchspersonen

trat nach dem Koitus ein sehr schneller Temperaturanstieg ein, welcher verglichen werden kann mit der Erwärmung in heißem Bad..." (64). "Ein weiterer Versuch betrifft die Erwärmung unterkühlter Menschen mit einer Frau. Hier zeigt sich in jedem Fall eine wesentlich schnellere Erwärmung, als diese durch zwei Frauen möglich war" (64). Die Frauen, die zu diesen Versuchen verwendet wurden, kamen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück, wo sie als "KL-Dirnen" (62) arbeiten mußten.(+)
Was mich hier an den "medizinischen" Experimenten der Nationalsozialisten interessiert, ist weder das oberflächlich wissenschaftlich ausgewiesene Kalkül noch die moralische Qualität, mit der es zu verurteilen ist. Tieferliegend scheint mir in diesen Experimenten ein Bedürfnis des Menschen nach dem Menschen zum Ausdruck zu kommen, das sich - wie stets bei der Perversion - ins Gegenteil verkehrt: In der Enthumanisierung, Entmenschlichung und schließlich Zerstörung des anderen Menschen taucht die Frage des Experimentators nach sich selbst auf. Wenn alles am Menschen sezierbar, präparierbar ist, wo bleibt dann noch ein Platz für den "Mythos"? In der Nacktheit des Gefangenen tritt die instrumentelle Vernunft des Versuchsleiters nackt auf. Die Vernunft entblößt sich bis auf die Knochen, treibt alle Wärme aus den menschlichen Körpern, raubt die Luft zum Atmen, zerstört alle Lebensbedingungen, verletzt, infiziert, bricht und raubt Knochen und stellt die Präparate ihrer rastlosen Suche nach dem Menschen auf wissenschaftlichen Kongressen und in der Vitrine zur Schau. Sie findet nichts außer sich selbst - ein heißes Vollbad wärmt den Körper des Mannes ebenso gut wie die Wärme einer Frau. In den "medizinischen" Experimenten der Nationalsozialisten begegnet sich die "reine" Vernunft endlich einmal hüllenlos. Ein Versuch aber, diese Hüllenlosigkeit sofort wieder verschwinden zu lassen, sie nicht als Paradigma abendländischer Vernunft zu nehmen, besteht darin, mit moralischer Empörung zu reagieren. Ich möchte die These wagen, daß die moralischen Gesten, mit der die Verbrechen des Nationalsozialismus nach 1945 in Deutschland bedacht worden sind, ebenso viel zur Verhüllung der Wahrheit dieser Verbrechen beigetragen haben, wie die blanke

---

(+) Den Versuchsleiter, Dr. Rascher, befallen in diesem Zusammenhang Skrupel, die er in einem Bericht mitteilt: "Zu den vom Reichsführer-SS mit animalischer Wärme befohlenen Aufwärmungsversuchen nach erfolgter Unterkühlung, wurden mir aus dem Frauen-KL Ravensbrück 4 Frauen zugewiesen. Eine der zugewiesenen Frauen zeigte einwandfrei nordische Rassenmerkmale. Ich stellte an dieses Mädchen die Frage, wieso sie sich ins Bordell gemeldet habe... Auf meine Einwendung, daß es doch eine ungeheure Schmach sei, sich freiwillig als Bordellmädchen zu melden, wurde mir mitgeteilt: 'Immer noch besser ein halbes Jahr Bordell, als ein halbes Jahr KL.' Es widerstrebt meinem rassischen Empfinden, ein Mädchen, das dem Äußeren nach rein nordisch ist,... als Bordellmädchen rassisch minderwertigen KL-Elementen zu überlassen. Aus diesem Grund lehne ich die Verwendung dieses Mädchens für meine Versuchszwecke ab..." (63). Dr. Rascher hat moralische Bedenken, nicht was seine Versuche angeht, aber was die Auswahl der Versuchspersonen betrifft.

Leugnung dieser Verbrechen oder deren Tabuierung. Die moralische Geste selbst errichtet ein neues Tabu - und dieses ist haltbarer, wirkungsvoller, eben weil von "Moral" ausgewiesen. Durch dieses moralische Verdikt werden die nationalsozialistischen Verbrecher nun selbst zu den Ganz-Anderen, zu Untermenschen. Damit verlieren sie ihren Beispielcharakter, ihre bürgerliche Normalität. Oder aber, man mystifiziert sie, indem man in ihnen die "Archaik der Triebe" lokalisiert, indem man warnend mit dem Finger auf sie zeigt, um vorzuführen, wohin der Mensch kommt, wenn er die "Kultur" verliert. Aber diese "Kultur" haben die Nationalsozialisten weder verloren noch pervertiert. Ein klassisches Konzert am Rande der Gaskammern von Auschwitz wußte der Kommandant Höß noch allemal zu genießen. Nein, die These vom Kulturverfall ist zu einfach.

4

Das von Mitscherlich 1960 verfaßte Vorwort (7ff.) zu der von ihm zusammen mit Mielke herausgegebenen Dokumentation über den Nürnberger Ärzteprozeß ist seinerseits ein Dokument - der moralischen Empörung, der Hilflosigkeit und der Betroffenheit, aber auch eins der Verschleierung: Die Menschlichkeit (in einem wertneutralen Sinne verstanden) der Verbrecher verkommt zur Un-Menschlichkeit, deren Taten werden "Un-Taten" genannt. Man weiß, was gemeint ist; das Monströse der Taten und der Menschen soll durch Worte kenntlich werden, und doch verschleiern solche Worte. Alle Versuche, die Schergen des "Dritten Reiches" zu psychiatrisieren oder zu dämonisieren, haben stets auch eine - bewußt nicht gewollte - Kehrseite: Gerade die Normalität des Militär- und Verwaltungsapparates, der Justiz, der Wissenschaft, der Polizei, kurz die Normalität der Herrschaft wird sichtbar im "Ungeheuerlichen" (7), das sich, liest man etwa die Tagebücher der Henker, als Banalität zu erkennen gibt. Die "Orgien der Wut, des Erniedrigens, Zertretens von Mitmenschen" (7), ja waren das denn Orgien der Wut? Kann man einen solchen Affekt oder andere Leidenschaften voraussetzen, wo strenges Kalkül, Planung und Verwaltung an der Tagesordnung waren? Sind "Lieblosigkeit, Bosheit und Mordgier" (7) tatsächlich die Beweggründe? Lassen sich so die "Untaten" erklären?
Mitscherlich spricht davon, die "Kultur" sei über "vulkanischem Boden" aufgebaut und lehre, "die rücksichtlose Asozialität unserer Triebanlagen zu zügeln" (7). Auschwitz also ist ein Produkt unserer Triebanlagen, nicht das unserer abendländischen Kultur, die als eine Organisation von Herrschaft und Gewalt zu begreifen wäre. So erst wäre auch Auschwitz zu begreifen. Statt dessen wird wolkig von "weltzerstörerischer Trieblust" und von "Hohlräumen völliger Kulturentledigung" (7) gesprochen, wo doch jeder wissen kann, wie wenig tatsächliche "Trieb"befriedigung, wieviel Gehorsam und Angst das Getriebe am Laufen hielten. Nein, man wird Himmler glauben müssen, der in einer Rede vor SS-Männern erklärte, es sei schwer, angesichts eines Berges von Leichen,

von Liquidierten, "anständig" und "sauber" zu bleiben, die Kultur also zu bejahen. Himmler meinte das nicht ironisch, er meinte es heroisch. Er wußte, was Kultur "verlangt". Mitscherlich hingegen erklärt die "Untaten" als bedingt durch eine "Verknüpfung von vernunftlähmenden und triebenthemmenden Umständen" und spricht von dem "unzweifelhaften Übergang in den Wahn" (8). Ich möchte die Gegenthese formulieren: Auschwitz ist der Ort, an dem die Lähmung der Vernunft völlig aufgehoben ist, an dem kein Affekt die Vernunft noch lähmt, keine Emotion ihr mehr in den Arm fällt. Auschwitz ist der Ort, an dem die "Triebe" einer völligen Hemmung unterworfen sind - keine Enthemmung, keine Willkür, alles ist Regel, Verordnung, Buchhaltermentalität und Bejahung der Hierarchie von Herrschaft. Diese selbst mag "wahnhaft" sein - wie alle Herrschaft. Wenn allerdings von Wahn zu sprechen ist, dann von dem der Vernunft. Die Moral des Systems hatte sich in die Formen gekleidet, die vorgegeben waren: in Gesetze, Verordnungen, Befehle. Und das Ritual der Tötung kann als die grandiose Karikatur des Rituals der Naturbeherrschung und -vernichtung begriffen werden, das seit geraumer Zeit vorher das Verhältnis des Menschen zum Menschen und zur Natur bestimmte. Wer den Faschismus ausgrenzt, indem er seine Immoralität denunziert und in ihm die Wiederkehr der ungebändigten Natur, der Triebnatur des Menschen erblickt, der vergreift sich ein zweitesmal am Menschen und an der Natur, der errichtet Grenzen der Erkenntnis - in Richtung auf die Wahrheit der bürgerlichen Ordnung. Der redet von "Verführbarkeit" (9), erklärt den Führer zum Verführer und weiß, "daß uns allen die Lust am Töten von der Kultur nicht ausgetrieben ist" (9). Der sollte wissen, daß diese Lust am Töten am stärksten dort ist, wo "Kultur" - sprich: Herrschaft - das Leben zu einem langen Tod verurteilt hat.
Wie sich der Faschismus über die "Natur", über die Devianz, über die Untermenschen empört, auch wenn der Empörung über die "Entartung" eine Pseudoidealisierung von "Natur" gegenübersteht, so empört sich Mitscherlich über die scheinbar im Faschismus aufbrechende Trieb"natur" des Menschen und über den faschistischen Un-Menschen. Untermensch und Unmensch, das sind nur zwei Varianten der bürgerlichen Kultur, die sich in ihrer wahren Gestalt nicht erkennen möchte. Mitscherlichs moralische Gestik entspricht der Restaurationsepoche des Kapitals in der Bundesrepublik. Selbst die Studentenbewegung von '68 begann als moralische Empörung und wurde zur politischen Kraft nur dort und nur insofern, als sie von der Moral zur Politik überwechselte. Daß sie diesen Wechsel niemals ganz vollzogen hat, zeigt noch ihr Ende, zeigen vor allem moralische Legitimationsversuche der RAF. Kurz bevor der SDS sich selbst auflöste, hatte er noch die "Auflösung" derBundeswehr verkündet (+),

(+) Wie weit wir hinter '68 zurückgefallen sind, zeigen nicht zuletzt Friedensappelle eines Grass, der zusammen mit anderen die Bundeswehr im Stile von "Wehrkraftzersetzung" infrage stellen möchte. Ganz abgesehen einmal vom faschistischen Vokabular, das ironisch klingen soll, so sei doch daran erinnert,

eine Vermessenheit, die zeigt, wie teilweise dilettantisch die politische Analyse bis zum Schluß blieb, wie vor allem die Gewalt und Macht des "Systems" von seinen aufgeklärtesten Kritikern unterschätzt worden sind. Und politisch ist die RAF nicht deshalb zu verurteilen, weil sie sich gegen Gesetz und Ordnung auflehnte (das haben alle revolutionären Bewegungen schon immer getan), nicht deshalb, weil sie erfolglos blieb, sondern einzig deshalb, weil ihr jede realistische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse abhanden gekommen war.

In einem jüngst erschienenen Buch über "Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht" (Passett, Modena 1983) kritisiert Pohlen (1983) - Psychoanalytiker wie Mitscherlich und wie dieser dem Selbstverständnis nach ein aufgeklärter Kopf und Kritiker der bestehenden Verhältnisse - die heutige Friedensbewegung. Daß an dieser Bewegung die weitgehende Ersetzung von Politik durch Entrüstung und Sentimentalität zu kritisieren wäre, will ich nicht abstreiten. Daß auch das Menschenbild, das diese Bewegung propagiert - der friedliche, auf Harmonie bedachte Mensch, wenn man ihn nur läßt, wie er ist -, nichts mit dem von Marx und Engels, nichts mit dem von Freud zu tun hat, die allesamt den Konflikt als den Motor der historischen Entwicklung begreifen, sei auch zugestanden. Wenn Pohlen allerdings diesem Bild von Harmonie keine konkrete gesellschaftliche Analyse entgegensetzt, vielmehr von neuem die Archaik der Triebe beschwört, zu der nun einmal das Böse, das Grausame, die Destruktion gehörten, so ist dagegen Einspruch zu erheben. Die Ritualisierung des Bösen ist noch allemal gesellschaftliches Ereignis, das Böse hat seinen Ort in der Gesellschaft, nicht in der "Natur". Triebschicksal ist gesellschaftlich-historisches Schicksal und nur unter der Bedingung von Herrschaft und Ausbeutung zu thematisieren. Was die "Natur" jenseits solcher Bedingungen sein möge, darüber zu streiten ist müßig. Daß die Massen aber den herrschenden Apparat benutzten, um ihre verleugneten "Sehnsüchte" und Todeswünsche zu exekutieren, daß der Führer ein heimlich Verführter sei, der nur den Massenauftrag erfüllte - über solche Thesen Pohlens muß gestritten werden.

Mit Pohlen kehren wir denn auch zu dem zurück, was ich eingangs die Neue Deutsche Ideologie, die "Französische Ideologie" genannt habe. Für Pohlen liegt "das Wesen des Faschismus... im Zerbrechen von überlieferten Formen, in der Zerstörung des tradierten Diskurses der Ordnung, in der Macht der Unordnung über die Ordnung, in der Umkehr des Gewohnten, im Außer-Sich-Sein des Menschen..." (1983, 140).

---

daß die moralische Empörung des überflüssig gewordenen bürgerlichen Intellektuellen immer auch etwas Maßloses an sich hat. Als es darauf ankam, in Berlin '67, da forderte Grass am 3.6.67 - also einen Tag nach der Ermordung Ohnesorgs - die studentische Vollversammlung noch auf, das "tödlich" bedrohte Israel zu unterstützen, das gerade wieder einen seiner imperialistischen Kriege veranstaltete. Grass fand bei den Studenten damals kein Gehör, die Zeiten waren politischer als heute.

Von "Todesgetriebenheit" ist die Rede, vom "Ausbruch aus der unerbittlich herrschenden Rationalität" (1983, 141). Warum ist nicht gleich vom Reich der Finsternis die Rede? Ja, wäre dem so: Wäre der Faschismus *nicht* die höchste Steigerungsform von Ordnung, Zucht, Hierarchie, Gesetzestreue, Gehorsam, von Gewohntem also! Den Faschismus als den *Bruch* mit der tradierten Ordnung zu begreifen, das heißt, ihn zu rehabilitieren als "*das* 'religiöse Problem' der Deutschen" (1983, 181, Anm. 26), wie Pohlen Bloch vorzuhalten müssen glaubt, der diese Religiosität der Deutschen nicht erkannt habe. Faschismus wird zur rückwärtsgerichteten Utopie: Er ist nicht Utopie, das heißt "Nirgend-Ort", sondern er hat seinen Ort im Getriebe der Herrschaft; und er entwickelt auch keinerlei "mythischen" Vorstellungen, sondern rationalisiert und verplant die Affekte in Massenveranstaltungen - seien es Reichsparteitage, seien es Feldzüge -, die selbst eine mythologische Rechtfertigung und Ideologie benötigen, weil sie nichts mit dem befreiten Exzess zu tun haben. Mythos und Ritus transzendieren die Realität in den archaischen Gesellschaften, die kollektiven Veranstaltungen der Faschisten erregen wohl die Affekte, doch transzendieren sie sie nicht, sondern sie nehmen diese Affekte, *so wie sie sind*, so wie Herrschaft sie geformt hat und planvoll einzusetzen weiß. Der Mythos befreit; die Mythologie der Faschisten verfestigt die Herrschaft noch einmal. Was der Faschismus erklärtermaßen ausrotten will, das schreibt ihm Pohlen als seinen eigentlichen Charakter zu: Der Faschismus ist "die Welt des affektiven Lebens, die Welt des Heterogenen, der unproduktiven Verschwendung, des Übermaßes, der Gewalt, des Wahnsinns; mit einem Wort: die Welt des Unvernünftigen und Verrückten" (1983, 182f.) Eben das alles ist Faschismus nicht, wenn er auch durch seine *Niederlage* so erscheinen mag. Sein *Sieg* hingegen hätte sein wahres Antlitz enthüllt: das Reich der Sitte, der Ordnung, der Zucht. Noch heute schwärmen die guten Deutschen davon, daß man zu Zeiten des Führers eine Frau nachts alleine durch die finstersten Gassen habe schicken können, weil alle "Trieb"verbrecher in den Konzentrationslagern saßen. Diese guten Deutschen haben den Faschismus weit besser begriffen als der Psychoanalytiker, der sich auf Nietzsche, auf De Sade, auf Bataille beruft, um den Faschismus zu erklären. Bataille, der De Sade zum "souveränen Menschen" schlechthin erhebt, hat nichts von der *Knechtschaft* begriffen, die De Sades Phantasien erst ermöglichte, nichts davon, daß der Marquis in seinem scheinbaren Reich der Perversionen und Exzesse das Bild der Vernunft, den *Exzeß der Vernunft*, zeichnete. Es gibt bei De Sade keine Orgie, die dem Zufall überlassen wäre. Wenn der Libertin bestraft werden muß, so deshalb, weil er gegen das Gesetz des vorbestimmten Rituals verstößt, weil er irgendwann einmal *unkontrolliert* einen Triebimpuls befriedigt. Das entspricht vollkommen der Bestrafung von KZ-Wächtern, denen *individuelle*, tatsächlich "trieb"befriedigende Quälereien nachgewiesen werden konnten. Eben der Exzeß jenseits der Vernunft wird im Reich De Sades bestraft wie in

dem der Konzentrationslager. "Der Exzeß steht, seinem Begriff nach, außerhalb der Vernunft" (Bataille 1982, 165). Eben das tut er nicht, soweit es um De Sade geht. Das dionysische Rasen, das Nietzsche als Exzeß beschrieben hat, ist ohne die Klarheit des Apoll, die Reinheit des vernünftigen Scheins, undenkbar. Dionysus fällt mit Apoll. Wenn Nietzsche überhaupt eine Wahrheit erkannt hat, dann eben diese: daß die Vernunft den Exzeß bedingt, der ohne sie undenkbar wäre. Wenn Nietzsche diese Erkenntnis auch nicht in eine Analyse realer gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse einbettet, so weiß er doch, daß die "Sehnsucht" der Massen nach dem Exzeß der Fron entspringt, in der sie leben müssen. Der Exzeß hat seinen Ort innerhalb der Vernunft.

Wenn also die "Unvereinbarkeit" des Denkens De Sades "mit dem Denken eines auf Vernunft gegründeten Wesens" (Bataille 1982, 176) behauptet wird, dann ist solche Französische Ideologie Ausdruck eines fundamentalen Mißverständnisses der Vernunft. Die Neue Deutsche Ideologie der "Heiligen im Geiste" von heute (und wahrscheinlich: von morgen) reproduziert dieses Mißverständnis nur: "Der herrschende Diskurs der Vernunft leiht der Gewalttätigkeit als einer Eigenschaft der ganzen Menschheit grundsätzlich keine Stimme...", heißt es bei Pohlen (1983, 149, Hervh.: B.N.). Nun wüßte ich nicht, daß die herrschende Vernunft diese "Gewalttätigkeit" jemals geleugnet hätte, sie hat sie vielmehr postuliert, um sich als Rettungsmittel gegen solche Gewalttätigkeit aufzuspielen. Freud verkündet die "Diktatur der Vernunft" gegen die Leidenschaften, ein Beispiel unter vielen. Zumindest gibt es einen endlosen Diskurs der Vernunft über die Gewalttätigkeit der Leidenschaften, und De Sade ist eine Stimme in diesem Chor, wenngleich eine, die das Geheimnis der Vernunft aufdeckt. De Sade decouvriert die Vernunft als die Bedingung der Gewalttätigkeit - wie übrigens auch Goethe im Werther die herrschende bürgerliche Vernunft als die Voraussetzung der in Gewalttätigkeit (Mord, Selbstmord, Wahnsinn) umschlagenden Liebesbedürftigkeit entlarvt. Die Vernunft, die von den Neuen Ideologen als der Gegensatz der Leidenschaften angegriffen wird, ist selbst eine Leidenschaft: Die Massenvernichtung von den Hexenverbrennungen bis zu den Gaskammern von Auschwitz wird vernünftig organisiert und - auf dem jeweils erreichten Stand - vernünftig-wissenschaftlich ausgewiesen.

5

De Sade schreibt zu einer Zeit, zu der die letzten Hexen - kurz vor der Französischen Revolution, vor dem Sieg der Aufklärung - auf den Scheiterhaufen verbrennen. Die Jagd auf die Hexen und die Zauberer, die Abgrenzung der Vernunft von der "Magie", hatte in der Neuzeit begonnen, gleichzeitig mit der Konstituierung der "modernen" Vernunft. Zwischen dem 16. und dem 17. Jahrhundert entzündet die Vernunft ihre Feuer - Aufklärung ohne Hexen-

verbrennung hätte es nicht gegeben. "Am Beispiel Frankreich zeigt Muchembled im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit eine ländliche und zum Teil städtische Bevölkerung, deren alltägliches Leben noch weitgehend von den gesellschaftlichen Untergruppierungen Familie, Kooperation, Gemeinde usw. bestimmt ist sowie von einer Kultur, die unter der christlichen Oberfläche in polytheistischer Weise die Welt mit allen möglichen Kräften bevölkert sieht. Etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ziehen die auf Zentralismus und Absolutismus drängende Staatsgewalt und die von der Glaubensspaltung bedrohte Kirche gegen diesen Zustand zu Felde... Die Hexenprozesse waren das Ergebnis der brutalsten Etappe dieses langen Kampfes, an dessen Ende die Menschen geformt sind im Sinne des modernen Staates: angepaßt, manipuliert und vereinnahmt..." (Schormann 1981, 109). Die Hexenjäger greifen zwar magische Vorstellungen aus früheren Epochen auf, doch was sie daraus konstruieren, ist absolut neu. Und vor allem: Die Verfolgung der Hexen knüpft unmittelbar an der Verfolgung der Häretiker, der Aufständischen, der Abweichenden an - die Hexen sind nur ein B e i s p i e l , an ihnen wird ein Exempel statuiert: "Am stärksten war die Hexerei in Frankreich, den Niederlanden, im Rheinland, in Norditalien und in den Alpenregionen vertreten. Mit Ausnahme der Alpenregionen handelt es sich dabei um die reichsten, am dichtesten bevölkerten, am stärksten industrialisierten und intellektuell fortschrittlichsten Gebiete Europas. In den Alpen trat die Hexerei erst auf, als Hexen und Häretiker sich der Verfolgung durch die Flucht in die schützenden Berggebiete entzogen... Die Hexerei gedieh nicht in gebirgigen und bäuerlichen Gebieten am besten, sondern immer und überall dort, wo die Häresie blühte" (Russel 1978, 162). Und ein Blick in den "Hexenhammer" (1487) zeigt, daß es sich hierbei um ein erstes Lehrbuch der modernen Psychologie handelt. Die wissenschaftliche, zunächst theologisch-juristische, Vernunft ist dabei, das Vernünftige von der Unvernunft, das Erkennbare vom Eingebildeten, die klaren Vorstellungen von der Magie zu trennen. Die menschlichen Vermögen, von denen sich die Vernunft reinigen muß, um sich zu konstituieren, werden abgesondert, in bestimmten Gestalten lokalisiert und mit diesen verbrannt. Erst n a c h diesem Läuterungsprozeß kann die fortgeschrittene Vernunft den "Aberglauben" der Hexenjäger erkennen. Er kann jetzt denunziert werden, weil er seine historisch notwendige Funktion erfüllt hat. Doch mit der Abschaffung der Hexenverfolgung kehren die alten Vermögen nicht mehr zurück. Sie beginnen, etwa um die Zeit der Französischen Revolution - und De Sade ist ein Beispiel hierfür -, sich zu pervertieren, um in ihrer veränderten Gestalt die Brandmale der Vernunft vorzuweisen. Die unterirdische Geschichte (des Mesmerismus, des Spiritualismus, des Hypnotismus, kurz des "Unbewußten") begleitet von nun an die offizielle Rede der Vernunft. Im 20. Jahrhundert ist die Psychoanalyse ein V e r s u c h , der unterdrückten Sprache wieder zur Äußerung zu verhelfen, nicht jedoch um die "Triebe" zu befreien, sondern um sie einer vernünftigen Kontrolle zu unterwerfen. Die Do-

mestikation und Zähmung sind soweit vorangeschritten, daß nur noch als Krankheit erkennbar wird, was als Folge von Herrschaft besser verstanden werden würde.
Mesmer, ein Arzt und "Psychotherapeut", Zeitgenosse De Sades, entdeckt geheimnisvolle Kräfte neu, spricht von der animalischen Wärme und vom tierischen Magnetismus, entwirft eine Kosmobiologie. Wie überhaupt der Mesmerismus wiederum nicht als blanker Gegensatz der Aufklärung verstanden werden darf, sondern als ein Stück der Dialektik der Aufklärung, die mit der Ratio zugleich die Irratio konstituiert: "Die Zusammenstellung eines zeitgenössischen Mesmeristen von Autoren, deren Werke 'eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Mesmerismus aufweisen', liest sich wie folgt: 'Locke, Bacon, Bayle, Leibniz, Hume, Newton, Descartes, La Mettrie, Bonnet, Diderot, Maupertius, Robinet, Helvetius, Condillac, J.-J. Rousseau, Buffon, Marat, Bertholon'. In seinen ersten Stadien drückte der Mesmerismus den Vernunftglauben der Aufklärung in extremer Weise aus; eine wildgewordene Aufklärung, die später eine Bewegung in genau entgegengesetzter Richtung in Gestalt der Romantik hervorrufen sollte" (Darnton 1983, 44). Daß der Mesmerismus im übrigen auch zu einer radikalen politischen Bewegung wurde, um in der Gestalt Marats Einfluß auf die Revolutionäre zu gewinnen, zeigt Darnton ebenfalls in überzeugender Weise.

Ich meine, es ist endlich an der Zeit, die These von der Barbarei als Gegensatz der Vernunft durch eine wahre Geschichte der Vernunft zu widerlegen. Es wäre eine Geschichte der verbrannten Leidenschaften zu schreiben, die nichts anderes sein kann als eine Geschichte der Vernunft - endlich eine Geschichte der Herrschaftsverhältnisse, die eben nicht nur bestimmt werden von der materiellen Ökonomie, sondern auch von der Ökonomie der Affekte und affektiven Beziehungen. Nur unter der Voraussetzung einer solchen Geschichte wären Ereignisse wie die Barbarei des Faschismus sinnvoll einzuordnen, und zwar auch in jenen Aspekten, die als Archaik, als Mythologie oder als unmenschliches Verbrechen dem Kalkül der Vernunft nicht anzugehören scheinen. Das durch die Herrschaftsvernunft ausgelöste Chaos der Zerstörung in der Mitte des 20. Jahrhunderts ist Höhepunkt einer geschichtlichen Kontinuität, aber auch Chance, damit Vernunft sich endlich selbst begreift, um tatsächlich zur Aufklärung zu werden. Nicht die Vernunftkritik eines De Sade oder eines Nietzsche haben dieses Chaos vorbereitet - sie haben es vielmehr vorausgesagt.
Die Neuen Ideologen allerdings, die die Leidenschaften rehabilitieren wollen, das Begehren, die Entgrenzung propagieren, oder wie immer die Reizwörter sonst noch heißen mögen, zu denen auch die Verklärung des Todes hinzutritt, diese Ideologen sind dabei, jene Chance der Vernunft, sich in den "Leidenschaften" wiederzuerkennen, endgültig zu verspielen. Zu diesem Zwecke wird

die von der Vernunft geschaffene Dichotomie - Vernunft/Affekt - verabsolutiert, anstatt daß sie dielektisch-historisch aufgelöst werden würde. Gegen solche Neue Ideologie ist Widerspruch anzumelden - v e r n ü n f t i g e r Widerspruch.

Literatur

Bataille, G.: Der heilige Eros (L"Erotisme), Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein, 1982

Baudrillard, J.: Der symbolische Tausch und der Tod, München: Matthes & Seitz, 1982

Darnton, R.: Der Mesmerismus und das Ende der Aufklärung in Frankreich, München: Hanser, 1983

Fest, J.C.: Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein, 1973

Mitscherlich, A., Mielke, F. (Hg.): Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses (1960). Frankfurt/M.: Fischer, 1978 (Neuauflage)

Nitzschke, B.: Die Zerstörung der Sinnlichkeit, München: Matthes & Seitz, 1981

Nitzschke, B.: Fünf Thesen zur Verteidigung der Vernunft des De Sade, in: Konkursbuch 10 (1983)

Passett, P., Modena, E. (Hg.): Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht, Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern, 1983

Pohlen, M.: Zu den Wurzeln von Gewalt, in: Passett/Modena (1983), S. 132-197

Russel, J.B.: Hexerei und Geist des Mittelalters, in: Honegger, C.: Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978, S. 159-187

Schormann, G.: Hexenprozesse in Deutschland, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1981

Sprenger, J., Institoris, H.: Malleus maleficarum (1487), dt.: Der Hexenhammer, München: dtv, 1982

Jürgen Langenbach

DIE DIALEKTIK DER ARBEIT UND IHR ENDE

Bemerkungen zum Maschinensturm

"Gesellen, schweißt die Lettern ein,
Ich lasse das Erfinden sein.
Bewahr uns Gott vor Teufelswerk.
Dies wünscht euch Johann Gutenberg."
(Jura Soyfer)

Das Wünschen hat schon damals nicht geholfen. Dies ist zumindest die Moral von der Geschichte "Der Lechner-Edi schaut ins Paradies", die Jura Soyfer (+) Mitte der 30er Jahre gegen den Austrofaschismus aufgeboten hat: Ein Arbeitsloser begegnet seinem job-killer, jener Maschine, deren Arbeitskraft die seine so unverkäuflich wie überflüssig gemacht hat - und die inzwischen selbst der Rationalisierung zum Opfer gefallen ist. Die beiden Fußkranken des Fortschritts tun sich zusammen und unternehmen eine Reise in die Vergangenheit, sie wollen einen geschichtlichen Ort aufspüren, an dem dem Weltlauf Einhalt geboten werden muß, soll er nicht die Menschheit mitsamt ihren Werkzeugen überrollen. Nicht jeder der Aufgesuchten ist so rasch überzeugt wie der Vater des Buchdrucks, den schon ein flüchtiger Blick auf eine von den Zeitreisenden mitgeführte Tageszeitung das Fürchten und das Wünschen lehrt; aber alle Entdecker und Erfinder erklären sich doch zur Rücknahme ihrer Fortschritte bereit, sobald ihnen gezeigt wird, wohin fort das Ganze geschritten ist. Freilich versäumt auch keiner den Hinweis auf seine Vorgänger, ohne deren Verzicht der eigene folgenlos bliebe. Die Reise führt deshalb von Station zu Station zurück, bis hin ans Paradies, in dem eben der Mensch erschaffen wird.
Hier hat die Geschichte ihr Ende und die Geschichte von der Geschichte schrumpft von der Satire zum Lehrstück. Der Mensch, so die Lektion, ist nun einmal so, ohne seinen grenzenlosen Tatendrang und Erfindungsgeist ist er nicht zu haben, nur die Oberflächlichkeit stellt sich dem Zug der Zeiten in den Weg. Wer tiefer schaut, sieht hinter der entgleisten Technik die falsch gestellten Weichen der Ökonomie und macht sich mit geschärftem Bewußtsein und gestärktem Willen ans Zurechtrücken derselben, an die revolutio. "Auf uns kommt's an", heißt die Frohbotschaft, mit der auf den Lippen der Arbeitslose in die Tri-

(+) Jura Soyfer, österreichischer Schriftsteller der Zwischenkriegszeit, hat vor allem mit kabarettistischen Theaterstücken, die ihren Inhalt mit List an der Zensur des Ständestaates vorbeitransportierten, antifaschistische Aufklärung betrieben. Nach dem Anschluß ins KZ gesperrt, ist Soyfer 1939 im Alter von 26 Jahren in Buchenwald zugrunde gegangen. (Eine Schriftenauswahl liegt unter dem Titel "Die Ordnung schuf der liebe Gott" bei Reclam DDR vor, eine Gesamtausgabe im Europaverlag Wien, einzelne Songs haben "Die Schmetterlinge" neu vertont.)

stesse seiner Gegenwart zurückkehrt. Ob ihm der frische Mut nun auch einen neuen Arbeitsplatz beschert, bleibt offen, aus Gründen der Zensur. Und mit ironischem Recht: Die Fabel Soyfers entspringt nicht minder dem Wunschdenken und zieht ihre Lehre nicht weniger fromm als der so fröhlich bespöttelte Voluntarismus Gutenbergs und der anderen (nur) guten Willens. Denn die List malt den Teufel nur zum Schein auf die Bühnenwand: Ob das Übel Produktionsverhältnis oder Produktivkraft heiße, und ob es dem entsprechend mit den Mitteln der Revolution zu exorzieren sei oder mit denen des Maschinensturms - das ist für Soyfer keine Frage, sondern rhetorisch-didaktischer Kunstgriff. Das Publikum soll jene Wortnebel vom technologischen Sachzwang durchschauen lernen, hinter deren Dunst gesellschaftliche Herrschaft sich verberge; falle erst der Schleier, dann liege in der zu Unrecht verfemten Technik das zweite Paradies schon bereit und harre nurmehr seiner Inbetriebnahme. Die gute alte Rezeptur. Zu alt. Ideologiekritik kann sich nicht auf den Federstrichen ihrer Ahnen zur Ruhe betten und so tun, als wäre die Welt stehen geblieben wie sie selbst; will sie sich nicht in den Beschwörungsformeln ihrer Dialektikleier erschöpfen, wird sie ihrem Gegenstand auf seinem Weg in die Eindimensionalität folgen müssen. Dringlich ist heute nicht so sehr die Erkundung, in welche sachlichen Gewänder menschliche Herrschaft sich hüllt, als gerade gegenläufig: die Entschlüsselung jenes Geschehens, innerhalb dessen die Sachen sich als Menschen gerieren und den zwanghaften Lauf ihrer selbst zur Rolltreppe ins Reich der Handlungsfreiheit aufputzen. Ideologiekritik, die diesen Fortschritt des Fortschritts nicht zur Kenntnis nimmt, verkommt selbst zur Ideologie. Und zwar: Zu der seinen.
Denn die Gegensätze sind Schein. Der Unterschied zwischen Kapitalismus und sog. Kommunismus ist keiner ums Ganze, der Kampf spielt an der legitimatorischen Oberfläche und schafft die Identität in der Tiefe nicht aus der Welt: Zur Partei des technischen Fortschritts gehören beide. Und der einen Beschwörung des Wachstums über alles in der Welt steht der anderen Parole vom Einholen und Überholen als Parole wenigstens um nichts nach; daß sie alle Jahrespläne wieder ausgegeben werden muß, mag zum mangelnden Erfolg den Spott noch nachreichen. Aber nur der Galgenhumor wird lachen wollen, wenn er den Lemmingswettlauf der Produktionskolosse West und Ost verfolgt: Ob man der qua fortgeschritteneren Fortgeschrittenheit aggressiveren Fraktion zusieht, wie sie ihre eigene Ziellosigkeit zur Stärke wendet und sich mit missionarischem Eifer ans Niederringen des Altbösen macht: Zur Schnecke soll der Widerpart gebremst werden, totgerüstet oder wenigstens auf Dauer in die Schandecke verbannnt, die mit der Produktion der letzten Neuheit des Überflüssigen einmal wie immer im Rückstand liegt. Oder ob man umgekehrt den derart Nachhinkenden mit seinem doppelt schlechten Gewissen nicht nur unablässig die Realität seiner selbst beteuern hören muß, sondern obendrein auf demselben Felde seine Ehre suchen sieht: Mehr soll es sein, weil aber die meßbaren Größen recht unerwünschte Auskunft erteilen, muß die Qualität mit so bitteren Pointen wie der sozialisti-

schen Kernkraft einspringen.
Ob mithin das eine oder das andere, beides ist dasselbe. Und beides erinnert zusehends gespenstischer an jenen Dritten im Boot des Fortschritts, der als Schlagmann den Arbeitstakt schon einmal an seine Grenzen getrieben hat. Die Angleichung des Menschen an die Technik wurde welthistorisch bislang nirgends so bruchlos vollzogen wie im deutschen Faschismus; keiner hat die Logik der Grossen Maschinerie konsequenter vorangetrieben, in Sozialtechnik übersetzt und mit sich selbst kurzgeschlossen als der Truppenführer des ziellosen Fortschreitens, der "Bewegung". "Wir marschieren in rapider Schnelligkeit bewegten Zeiten entgegen", hieß die Losung, die Hitler auf dem Reichsparteitag 1936 ausgegeben hat. Was da wohin marschieren sollte, läßt sich seinem Schlachtplan "Mein Kampf" entnehmen, der (entgegen allem erwartbaren Blut- und Bodenzauber) mit kältester Berechnung die Entfesselung der Destruktivkräfte ins Propagandazentrum stellt, das Aufheizen der "glühenden Eisen und qualmenden Öfen" bis zu jenem Grad, der nicht nur den Kruppstahl zu Kanonen formt, sondern auch den Maschinenbediener zur selben Härte wie zur selben Funktion einschmilzt. Wer sich seinerzeit für die Lektüre des Plebejers zu fein war, der konnte den gehobenen Lobredner desselben zur Hand nehmen und das unlängst mit Goetheehre bedachte "Abenteuerliche Herz" Ernst Jüngers das Nämliche pochen hören. Wiederum ist es die "zyklopische Landschaft des Ruhrgebietes", in deren Gluten die Mordlust Geist von ihrem Geiste wiedererkennt; und mag er es auch französisch sagen können, so ist es doch neuerlich das "verborgene potentiell de guerre der Technik", das durch des Heroen Mund zur "Bewegung" der Geschichte über den Menschen hinaus ruft.
So endet in Totaler Mobilmachung und Totalem Krieg, was seit Beginn der Neuzeit die Hoffnungen des Abendlandes gespeist hatte: Die Geschichte der Arbeit. Und die in sie verwobene Geschichte der instrumentellen Vernunft.
Kurz vor der Explosion der Illusionen noch hatten die Erwartungen an die Freisetzung der Produktivkräfte ihren Höhepunkt erreicht, der Lechner-Edis Paradies schien zum Greifen nahe. Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen (Engels) sollte die Bildung des letzteren im Gefolge der Entwicklung der der Großen Industrie mit der allseits entfalteten Individualität (Marx) krönen. Soweit das Hoffnungsmaximum. Nach einer zweiten, bescheideneren Variante sollte, wenn schon nicht die Befreiung in der Arbeit, so doch die von der Arbeit das Ende der Vorgeschichte einläuten. Das Potential von Wissenschaft und Technik versprach, den biblischen Fluch so weit vom Menschen zu lösen, daß zwar, wer die Fabriktore auf dem Wege zur Arbeit durchschreite, weiterhin jede Autonomie fahren lassen müsse (wiederum Engels); daß sich aber auf dem Rückweg in die verlängerte Freizeit die Pforte zum Reich der Freiheit in aller Breite auftue (wiederum Marx).
Inzwischen sind sie so frei. Und dies nur äußerlich als Produkt einer Krise, im strukturellen Kern jedoch im geraden Gegenteil als Produkt der bald vollauto-

matischen Normerfüllung. Aber mit solcher Freiheit können sie nicht leben. Denn einmal können sie sich nichts dafür kaufen. Und schon der Lechner-Edi muß sich obendrein noch sagen lassen, er trage letztlich selbst Schuld an seinem status, weil er nicht genügend konsumiere.
Zum zweiten aber ist Geld auch in der warenproduzierenden Gesellschaft nur das eine. Die andere und tiefere, die anthropologische Unerträglichkeit der Freiheit von Arbeit liegt darin, daß der ins Maschinengetriebe eingepaßte Arbeiter weder im Arbeitsprodukt, das er nicht kennt, noch in dessen Produktionszusammenhang, den er nicht übersieht, so etwas wie Selbstverwirklichung erleben kann. Halt bietet ihm einzig das Äußerlichste, die Verrichtung irgendeiner vorgeschriebenen Bewegung; wird diese ihm entzogen, dann bricht sein Außenskelett zusammen.
Daher die Wut, mit der er auch noch die widersinnigste Tätigkeit als die seine nimmt und sie, je weniger Befriedigung er in ihr findet, desto verzweifelter verteidigt. Nicht nur die Aktionäre der Rüstungsindustrie lassen den Champagner öffnen, wenn irgendwo in der Welt ein neuer Krieg in Gang gebracht worden ist; auch der dann immer noch starke Arm des Proletariats, der einfach nicht still stehen will, prügelt, wie bei den Steyr-Werken in Wien, die Proteste beiseite und die Straße frei, damit die erzeugten Panzer ihren Weg in ihren Konsum nehmen können. Und nicht nur, weil immer geschwinder zirkulieren muß, was niemand braucht, sondern weil der leere Lauf sinnloser Tätigkeit kein Einhalten kennt, muß er sich ständig neuen ständig größeren Bewegungsraum schaffen; und einen Graben von Nürnberg bis nach Passau ausheben, der im Unterschied zu seinen stümperhaften Prototypen beim Reichsarbeitsdienst nicht mehr zugeschüttet wird, sondern als irreparables Naturzerstörungsdenkmal stehen bleiben darf. Und doch nicht stehen bleibt. Denn nun ist der Anschlußfluß zu eng und die Donau muß zu Tode gebaggert werden. Und so weiter.
Mit der Befriedigung noch so künstlicher Bedürfnisse hat das alles wenig zu tun, mehr mit der einmal in Gang gesetzten leeren Bewegung, die keinen Zweck mehr kennt. Und stattdessen den leeren Lauf der Mittel zum Wachstumsimperativ aufspreizt, immer mehr muß immer schneller mitwirbeln im Rundtanz um nichts. "Es kann sich immer nur um den Suchenden, um den ewig Wandernden handeln", hatte R. Ley, der Führer der Deutschen Arbeitsfront, das Maschinendiktat zur Übermenschentugend gewendet, "wir kennen keine Endstationen". Nur die Technik kennt eine solche und zeigt sie im stets fortgeschrittensten Bereich ihrer selbst in Gestalt jenes Undinges vor, das mit der letzten Bewegungssteigerung droht, der des overkills.
Der Wahnsinn bringt es mit sich, daß ihm in traditionellen Kategorien nicht mehr begegnet werden kann; selbst jene beiden Wissenschaften, die der vorletzten, der bürgerlichen Gesellschaft am durchdringendsten hinter die Fassade leuchteten, haben ihre analytische Kraft eingebüßt, seit ihr Objekt untergegangen ist: Die Ebenendifferenz zwischen Produktivkraft und Produktionsverhältnis

(mitsamt Überbau) ist gesamtgesellschaftlich ebenso eingeebnet wie die subjektkonstitutive Schichtung von Es, Ich und Über-Ich. Daß die Kritik der politischen Ökonomie dem Schwund ihres Gegenstandes ebenso hilflos gegenübersteht wie die Psychoanalyse dem des ihren, mag zwar ein alter Frankfurter Hut sein. So von gestern ist er nun aber wieder nicht, daß man ihn ohne Erkenntnisverlust abtauschen könnte gegen noch ältere Scheuklappen. Wie etwa die Sonn- und Parteitagsrede vom Menschen, auf den es ankomme und der es deshalb anpacken solle, von einem archimedischen, aber imaginären Ort aus. Jede Theorie, die eine Verfügungsgewalt des Menschen über die Technik postuliert, spaltet kategorial die Welt vorab in zwei Reiche auf und greift empirisch dann nach beiden Seiten ins Leere. Ein dualistischer Begriffsapparat findet zur herrschenden Eindimensionalität keinen Zugang, weder in seiner klassischen, durch Soyfer vertretenen Variante noch in modernistisch aufgeputzten Spielarten (etwa bei J. Habermas, der seit Jahren unter Ausklammerung der Technik eine schwindelerregende Kommunikationstheorie auftürmt, die nur unter dem einen, durch die Klammer erzeugten Mangel leidet, daß sich kein Gegenstand zu den Kategorien und kein Subjekt zum Diskurs einstellen will).

Aber die nötige Vorverständigung über den Spielraum, der unserem Erkennen und Handeln überhaupt verblieben ist, ist selbst an der semantischen Front noch von der Definitionsmacht des Fortschritts verstellt. Jenes seltsame Geschehen, unter dessen Gewalt alles Stehende und Ständische verdampft, unter anderem alle Tabus, weiht sich selbst zum Unaussprechlichen; die Berührungsverbote, die die Technik um sich herum errichtet, lassen selbst T. W. Adorno, den unnachsichtigsten ihrer Kritiker, vor dem Unheilswort zurückschrecken wie vor dem leibhaftigen Chipseibeiuns (pst!: Maschinensturm).

Vielleicht läßt sich dies zusätzliche Hindernis am einfachsten dadurch beiseite räumen, daß man den Genitiv einmal nicht als genitivus objectivus liest. Dann kehrt sich die gebräuchliche Wortbedeutung zwar um, aber die eine Verkehrung entspricht nur der anderen, der realen Verkehrung der Welt: Was da immer hemmungsloser vorwärtsstürmt, das sind schließlich die Maschinen, und nur aus ihrer Sicht erscheint als Sturm, was aus der des Menschen das gerade Gegenteil will: Nicht Maschinensturm möchte man gebieten, der bläst ohnehin. Sondern Einhalt. Maschinenruhe.

Freilich wäre es irrwitzig, bestreiten zu wollen, daß die abendländische Menschheit durch ihre Arbeit und in ihrer Arbeit groß geworden ist, daß sie sich aus Not und Unmündigkeit zu Luxus und Vernunft emporgearbeitet hat. Noch weniger Witz macht es jedoch, die Gegenrechnung zu unterschlagen. Die Freiheitszeche der einen mußten zunächst die unterdrückten anderen bezahlen, ausgebeutete Klassen, kolonialisierte Völker, die Natur insgesamt. Daran hat sich inzwischen strukturell nichts verändert, die Zweiteilung in Herrschaft und Knechtschaft besteht weiterhin. Aber die Rollen sind neu verteilt, die vormaligen Subjekte sind unter die Herrschaft ihrer eigenen, vergegenständlichsten Vernunft

geraten. Denn diese ist im Lauf der Bildungsgeschichte der Arbeit aus den Menschen aus- und in die Maschinen eingewandert.
Eindringlicher als jede begriffliche Analyse hat Ch. Chaplin das schlechte Ende ins Bild seiner "Modern Times" gesetzt: Unter der Gewalt des fließenden Bandes schrumpft der Arbeiter zum Handgriff, zum unbedingten Reflex, der schon keiner Reizung mehr bedarf und stattdessen den einmal eingeübten Takt auch außerhalb seiner Arbeit nachstampft (wo die kulturindustrielle Begleitmusik schon auf ihn wartet). Der einzelne Arbeiter kann an seinem Arbeitsplatz und darüber hinaus nicht stillstehen, die zur Großtechnik fortgeschrittene Arbeit insgesamt kann es auch nicht. A. Sohn-Rethel hat in seinen Faschismusanalysen gezeigt, daß die Vernetzung einzelner Produktionseinheiten zum Verbund, wie sie in Deutschland zuerst in der Schwerindustrie praktiziert wurde, jede Produktionsdrosselung des Ganzen wie seiner Abteilungen verhindert; wohl läßt sich im Gedankenexperiment der Verbund insgesamt einbremsen, beim Unterschreiten gewisser, von der Technik bestimmter Schwellenwerte geht er allerdings schlicht und einfach kaputt. Was sich hingegen selbst in der Vorstellung nicht mehr abstellen läßt, ist die Bewegung der einmal in Bewegung gesetzten Natur: Atommüll will auf die absehbare Spanne von Jahrhunderttausenden gehütet sein.
Und wie dem Material ergeht es auch dem Arbeiter, er löst sich auf in Bewegung ohne Ende. Seine inneren Differenzierungen, die ihn einmal einen Stand in sich selbst finden ließen, werden eingeschliffen, vom fließenden Band in der Fabrik, vom Befehlsfluß beim Militär, vom Aktenfluß im Bureau. Aus letzterem hat die Banalität des Bösen besonders beredt sich zu Papier gebracht, vom KZ-Kommandanten Höß ("Dieses ewige Gehetztwerden... ließ mich nur noch an meine Arbeit denken... Es galt für mich nur noch eines: vorwärtstreiben") bis hinauf zum Wirtschaftsorganisator Speer ("Ich arbeitete Tag und Nacht mit größter Eile") stellt sich der Faschismus als Phänomen der nackten Arbeitswut dar. Als Identifikation mit dem Aggressor: Die Arbeitsteilung, die die Person zerschlägt und ihr jeden Abstand zum eigenen Tun verwehrt, wird als Persönlichkeitsersatz übergestreift und je distanzloser, desto verbissener weitergetrieben. "Mein Verhältnis zur Arbeit ist ein Suchtproblem", hat Speer in seiner Spandauer Zwangsruhe bemerkt. Außerhalb des Zuchthauses jedoch ist der Fortschritt nicht stehengeblieben. Und hat im Zuge seiner Dauerbeschleunigung als jüngsten Zappelphilipp den computersüchtigen "Hacker" hervorgebracht und seiner Krankheit gleich einen trefflichen Namen gegeben: workaholism.
So taumelt im Finale vor sich hin, was lange Zeit das Nüchternste auf der Welt schien, die Arbeit. Ihre Altersverrücktheit stößt ihr freilich weder von außen noch zufällig zu, sie läßt sich begrifflich bis in die Wurzeln verfolgen. Kern der "Arbeit" genannten Tätigkeit ist ihre Mitte, das Arbeitsmittel bzw. die in ihm vergegenständlichte Vernunft; deren Konstituens, das Schema von Zweck und Mittel, wird Gestalt zunächst im Werkzeug, das nach der einen Seite hin die bedrängende äußere Natur domestiziert, nach der anderen die

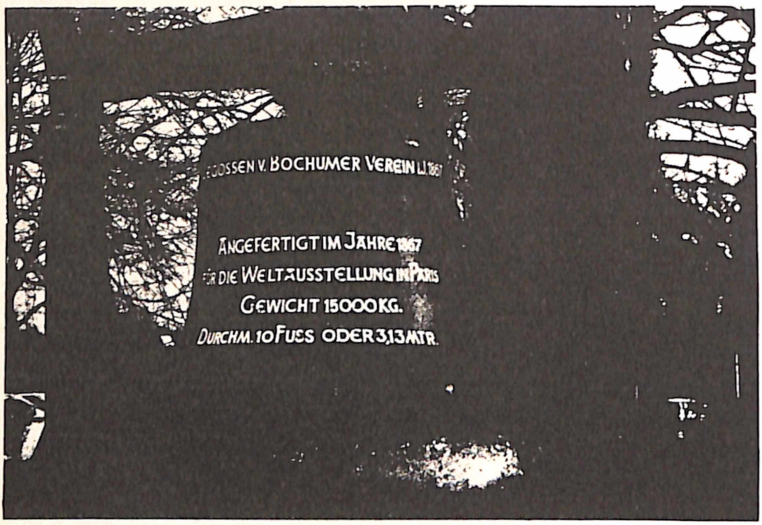
bornierte innere Natur bildet (durch Erlernen des Werkzeuggebrauchs und die Erfindung neuer Werkzeuge). Das Allgemeine in der Mitte besondert die beiden Seiten gegeneinander, es löst die Besonderten aber auch wieder in sich selbst auf. Denn das Zweck/Mittel-Schema ist in beliebiger Wiederholung auf sich selbst anwendbar, das eine Arbeitsmittel spaltet sich in einen immer komplexeren Zusammenhang von Mitteln zum Mittel auf, immer winzigere und untereinander immer ähnlichere Teilschritte schießen zu einem immer abstrakteren Ganzen zusammen, in dem die einzelnen Bewegungen zwanghaft ineinandergreifen. Bis der ganze Prozeß vom einzelnen Arbeitsgang her nicht mehr zu übersehen, aber auch insoferne abstrakt ist, daß ihm nach Kriterien der Zweck/Mittel-Rationalität Vernunft zuzusprechen ist. Spätestens dann ergeht es dem arbeitenden Menschen wie zuvor schon dem Arbeitsmaterial, er wird zerrissen und in den verselbständigten Lauf der Mittel hineingesogen. Die Herrschaft, die das menschliche Subjekt mittels seiner Arbeit langehin über die Natur ausübt, wendet sich gegen den Menschen und zerreibt das in sich stehende Subjekt zum Bewegungsdrang. Das eine ist ohne das andere offenbar nicht zu haben, die Freiheit ohne die Naturbeherrschung so wenig wie die Besonderung ohne die Allgemeinheit der Vernunft. Fatalerweise ist jedoch das andere ohne das eine zu haben. Dies meint die Rede vom Stillstand der Dialektik in der Bewegung.

Die Vernunft, die im Werkzeug steckt, wendet sich irgendwo und irgendwann zur Unvernunft, als die die Große Industrie fort und fort schreitet. Den fraglichen Ort hat früh schon Hegel in seiner Jenaer Periode einzugrenzen versucht: Die List der Vernunft, die die Natur nicht länger nur als Material für die Arbeit nimmt, sondern ihre Kräfte als Antrieb in die Maschine einfängt, unterliegt der Rache der Natur; die Vereinigung der Zweck/Mittel-Logik mit der blinden Bewegung der Natur zur Maschine bietet dem Arbeiter statt zweckgerichteter "Arbeit" nurmehr ein "leeres Tun" und setzt mit seiner Arbeit ihn selbst "zur letzten Stumpfheit herab".

Hat die Arbeit sich erst einmal zu diesem Punkt emporgearbeitet, dann übernehmen die Produkte vergangener Arbeit die Herrschaft über jede weitere; was der Mensch einmal hergestellt hat, wächst ihm aus den Händen und über den Kopf. Diese Verselbständigung ist dergeradezuklassische Fall dessen, was Marx "Entfremdung" genannt hat. Aber er ist rasch und um so leichter wieder in Vergessenheit geraten, als der eine Prozeß von einem zweiten und gleichgerichteten überdeckt wird: Die Abstraktion des Werts, die im Geld Gegenstand wird wie die der Arbeit in der Maschine und deren Zirkulationsdrang den Maschinenlauf erst richtig vorantreibt, hat das analytische Interesse auf sich gezogen. In die "Manuskripte"und "Grundrisse" mußte zurücktreten, daß beide Prozesse, die Abstraktion der Arbeit und die des Werts, ein und derselbe sind. Und: Daß die arbeitsimmanente Abstraktion sich von außen wohl steigern, nicht aber einbremsen läßt, mögen die Produktionsverhältnisse sich nennen, wie immer sie wollen. Wenn aber nicht von außen, wie dann? Die Schwierigkeiten, sich einen hypo-

thetischen Ort, an dem die befreienden Momente der Arbeit noch nicht von ihren beherrschenden überwogen werden, auch nur vorzustellen, sind enorm. Von jeglicher Verifizierung ganz zu schweigen. Und selbst Jura Soyfers hübsche Zeitmaschinenkonstruktion ist als science fiction eine fiction jener science, die keinen Abstand zur Technik kennt.

Archiv
für die Geschichte
des Widerstandes und der Arbeit



No. 1

Karin Kramer Verlag
Berlin

Inhalt

Auf dem Weg zur Weltausstellung: Der Arbeiter, seine Frau und die Maschinen.
Zum Aufbruch in die Fabrikgesellschaft: Arbeitersiedlungen
Erkundung der Lebenswirklichkeit der „arbeitenden Klassen"
– Thomas Hodgskins „Travels in the North of Germany" (1820)
Zur Geschichte des Londoner Arbeiterbildungsvereins
Die Grenzen einer proletarischen Theorie in England vor 1850
Johannes Knief und seine Region

Angela McRobbie

DIE FURCHT VOR DEM FASCHISMUS: ALTE GESCHICHTEN NEU ERZÄHLT

1.

Im Februar 1983 gab es im englischen Fernsehen eine Reihe von Sendungen, die mehr oder weniger direkt das Aufkommen des Nazismus in Deutschland behandelten. Ihre Ausstrahlung erfolgte aus Anlaß des 50. Jahrestages der Machtergreifung Hitlers. Abgesehen von der aufwendigen Oppermann-Verfilmung, dem Hollywood-Antifaschismus der 40er Jahre und den obligatorischen ausgedehnten Dokumentationen über die Nazi-Partei handelte es sich auch hierbei jedoch um eine Veranstaltung von ausgesprochen niedrigem Niveau. Wieder einmal wurden Bilder der platten Horrors angehäuft, einige Appelle an das Volksgedächtnis gerichtet, und es schien, als sei es damit getan. Es wurde nicht einmal ansatzweise versucht, neue Sichtweisen dieser historischen Epoche vorzustellen. Zum Neo-Faschismus wurde überhaupt nichts gesagt, und die Frage, wie junge Deutsche heute auf die Vergangenheit ihres Landes reagieren, wurde ebenso vermieden. Wie immer ging es darum, an w a s man sich erinnerte, weniger darum, w i e, und nachdem dies gesichert war, wurden die Ereignisse konserviert, ordentlich eingelagert und standen als Bild auf Abruf bereit.

Es ist, als zeichne sich der deutsche Faschismus gerade durch die Fülle an Bildern aus, die seine Existenz begleiteten. Dies wirft eine Reihe interessanter und oftmals nicht beachteter Fragen auf. Was passiert zum Beispiel, wenn Bilder von Ereignissen der modernen Geschichte nicht so verfügbar sind? Wenn Bilder und Vorstellungen unsere Erinnerungen nähren und unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, gilt dann auch, daß, wenn sie nicht oder nur in einer höchst kodierten Form vorhanden sind, sie dann einfach aus dem Gedächtnis getilgt sind? Die Geschichte der Sowjetunion ist ein bezeichnender Fall. Stalin konnte mittels unseres historischen Unbewußten leicht davonkommen. Trotz westlicher Propaganda oder vielleicht, weil das westliche Bild von der Sowjetunion ständig auf der Ebene von Propaganda blieb, ist die Kenntnis dieses Bündels von Geschehnissen weiterhin minimal: Millionen tot und keine Fotos. Was ist mit den Bildern von den erzwungenen Kollektivierungen oder den Filmrollen mit Massenexekutionen? Welche Bilder sind vorhanden, denen man sich nähern kann, um diesen spezifischen historischen Alptraum aufleben zu lassen und so an ihn erinnert zu werden? Kurz gesagt - es gibt keine. Oder zumindest nur sehr wenige. Außer den Schriften zeitgenössischer "Dissidenten" besitzen wir keine zugänglichen Erzählungen, keine populären Bilder, die, im Hintergrund unserer Köpfe gelagert, in unseren zeitgenössischen "common sense" eindringen und ihn somit manchmal besetzen können. Liberale Empfindlichkeit ist nicht durch ein sowjetisches "Tagebuch der Anne Frank" befördert worden. Und der populäre Chauvinismus hat zusammen mit der hysterischen antisowjetischen Rhetorik der Rechten alle Russen entweder zu 'Spio-

nen', 'Monstern' oder einfach zum 'Rätsel' gemacht. Verständlicherweise hatte dies einigen Einfluß darauf, wie die Linke ihre Sicht der Sowjetunion entwarf; es bedeutete ganz einfach oftmals, nichts zu sagen, still zu bleiben. Eine Stille, die gefährlich ist, weil es auch eine Stille ist, die vieles von dem hat, was die kulturelle Strategie des Stalinismus und Post-Stalinismus auszeichnet: Das Auslöschen der Erinnerung, die Vernichtung der Dinge, die als Stützen des Gedächtnisses dienen und dazu die unterstützende Sprachlosigkeit der Massen.
Von einem bezeichnenden Beispiel berichtet ein Artikel, der am 11. Februar 1983 im "Guardian" erschien. Dieser Artikel bezog sich auf den verzweifelten Versuch der Kunsthistorikerin Gena Gutkina, das Werk des Künstlers Filinov vor der Vergessenheit zu bewahren. Zur Strafe für das Fotografieren einiger seiner vierhundert Gemälde, die jetzt in den Lagerräumen des russischen Museums in Leningrad aufbewahrt werden, war Gutkina unlängst inhaftiert worden und ihr wurde lebenswichtige medizinische Behandlung vorenthalten. Dieses Geschehen kann man als einen einfachen Versuch ansehen, Bilder, die Wiedergabe dieser Bilder sowie die Geschichte des Bemühens, sie zu erinnern, zu unterdrücken.
Dies verweist auf meine generellen Überlegungen, weil das Ausmaß demonstriert wird, in welchem Bilder und Erzählungen alltägliche Ansichten und Perspektiven bilden und umbilden. Ein Vorfall wie der beschriebene demonstriert gewiß die Notwendigkeit verstärkter Diskussion der Sowjetunion heute, ebenso wie er die Frage danach aufwirft, was Bilder zum Ausdruck bringen können, bzw. aufgrund ihrer Unterdrückung in totalitären Gesellschaften nicht zum Ausdruck bringen können.
Der Faschismus in Deutschland steht in völligem Kontrast dazu. Nach Ansicht von Susan Sontag hat er uns eine Vielfalt dramatischer Erinnerungen hinterlassen. Man kann es so ausdrücken: Hitler entspannt sich bei einem Fred Astaire-Film, während Stalin, in der ständigen Angst vergiftet zu werden, jedes Gericht vorkosten ließ. Der deutsche Faschismus besaß, abgesehen von Großbritannien und den Vereinigten Staaten, die höchst entwickelten Medien in der Welt. Betrachtet man nun sowohl den Extremismus des deutschen Faschismus als auch den Überfluß an Bildern, die er hinterlassen hat, so ist es nicht erstaunlich, daß die Wiederbearbeitung dieser Bilder sowohl die tiefsten als auch die perversesten menschlichen Gefühle berührt.
Ein ganzes Spektrum von Stereotypen der Deutschen und der Nazis überrollten die britischen Medien in den 50er und 60er Jahren, die Kinos, das Fernsehen und die Massenpresse. In diesem Zusammenhang behalten sie noch immer eine Eindringlichkeit als Zeichen dieser Zeit: Die Züge, die ewig nach Auschwitz abfahren, die Fotografien aus dem Warschauer Getto, von dem kleinen Jungen, auf dessen Schultern ironischerweise die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der jüdischen Erfahrung ruhen; hinzu kamen die Schriften, die Memoiren und die Interviews.
Wie wir solche Bilder aufnehmen, verarbeiten und was wir mit ihnen machen ist

eine Frage, auf die die Antwort nicht leicht fällt. Es ergibt sich die Schwierigkeit, soziale und politische Analysen mit persönlichen Erfahrungen und Einsichten zu verbinden. In diesem Kontext mögen Ich-Erzählungen oftmals affektiert, beschwichtigend oder arrogant erscheinen, aber sie scheinen notwendig, um die empfindlichen, aber doch tragfähigen Beziehungen aufzuzeigen, welche Erinnerungen, Erfahrungen und Gefühle mit dem eher traditionellen Feld des Politischen verbinden. Außerdem möchte ich Erfahrungen und Erinnerungen nicht als rein, authentisch und sich nur auf wirkliche Ereignisse beziehend definieren, sondern gleichfalls als Bilder, Texte und Repräsentationen. Aber woher kommen diese mitschwingenden Bilder und können wir tatsächlich soziale oder politische Konsequenzen aus solchen Phänomenen wie Ängste, Träume und Erinnerungen ziehen? Für mich stellt Deutschland einen wichtigen Markstein dar. Für eine lange Zeit konnte ich mich nicht nach Bochum, Berlin oder sonstwohin begeben, ohne von den gleichen Szenen aufgeschreckt zu werden: die Soldaten, die Verfolgungen und die Sprache. Aber diese wiederkehrende Ikonographie liegt nicht in einer Familiengeschichte begründet. Meine Begegnung mit ihr wurde ausschließlich auf der Ebene der Bilder und Repräsentationen errichtet, und dies ist wohl kaum außergewöhnlich.

Dieses Vermächtnis durchdringt Susan Sontags Schreiben dermaßen, daß sie es nicht besonders zu erwähnen braucht. Ihre ganze literarische Sensibilität ist so durchgängig von der jüdischen Tragödie geprägt, daß vielleicht nur sie legitimerweise das machen kann, was sie in ihrem Essay "Faszinierender Faschismus" tut: die andere Seite des Faschismus zu erforschen, seine Dramatisierung, seine Allüren, seine Parameter dessen, was wir sogar Anziehungskraft nennen können. Susan Sontag ist der Ansicht, daß sein Puritanismus einer selbstbewußten Erotik widerspricht, daß er Sexuelles anderswo aufsucht. "Rechte Bewegungen...", so schreibt sie, "wie puritanisch und repressiv das von ihnen verkündete Gesellschaftssystem auch immer ist, haben nach außen hin etwas Erotisches an sich." (Sontag, S. 121) Die Betonung von Uniformen und Abzeichen, das ganze Wirrwarr von visuellen Zeichen ist immer der bloßen Nacktheit der Opfer entgegengesetzt. Des weiteren fügt Susan Sontag hinzu, daß die von der SS getragenen Uniformen immer ausgesprochen gut geschnitten waren und damit eleganter getragen wurden als die Standard-Militärkleidung damals und heute.

Diskussionen wie diese unterliegen immer dem Risiko, Repräsentationen des Faschismus, fiktionale oder andere, mit dem zu verwechseln, was er wirklich gewesen ist. Und in einem verhängnisvollen Sinn trifft dieses auf einen Teil dessen, was er war, zu: die Demonstrationen der Macht und die Mobilisierung des Körpers durch eine Durchdringung von Zeichen und Symbolen, die - vom Hakenkreuz bis zum gelben Dreieck - die absolute Beziehung von Macht und Ohnmacht markierten. Dies erklärt nicht, wie und warum diese Zeichen immer noch so bedeutsam sind wie dies der Fall ist. Der Unterhaltungswert des ganzen lächerlichen Drum und Dran, der Uniformmützen, Abzeichen und Reitstiefel, verdient ausführlichere Stu-

dien. Eingebettet in Horrorstories, Thriller, pornographische Literatur, Pornofilme, Videos und sogar in den Punk-Stil, haben sie ein ausgesprochen perverses Ensemble von sexuellen und sozialen Konnotationen transportiert. Diese Zeichen wurden natürlich auch ästhetisiert. Alles nur Erdenkliche wurde mit ihnen gemacht. In Bertolucci's "Der Konformist" hat die Frau des linken Professors - mit viel Sex von Dominique Sanda dargestellt - einen Flirt und eine rasche Affäre mit dem faschistischen 'Konformisten', dessen Aufgabe es ist, ihren Ehemann zu töten. Ihr neuer Liebhaber ist tadellos gekleidet, er trägt einen sorgfältig gekniffenen Hut, teure Lederhandschuhe und wirft abschätzende Blicke um sich. Bertolucci stellt uns hier nichts frappierend Neues vor. Aber gerade die Vertrautheit solcher Bilder und Assoziationen erlaubt es uns, ihre Bedeutungen zu entziffern. Als erstes haben wir die Gleichung von Sexualität und Tod, die Art und Weise, wie sexuelle Exzesse, wie sie von Sanda und Trintignant exemplarisch dargestellt werden, sich unvermeidlich in Richtung auf eine Selbstvernichtung, eine Auslöschung hin bewegen. Zweitens haben wir in der Art und Weise, in der der 'Konformist' lebendige und leibhafte Ausmaße annimmt und eine Art tödlicher Neugierde hervorruft, die Existenz des Feindes als eines Gegenüber. Der Frage nach den wirklich faschistischen Aspekten läßt sich schließlich mit einer zutiefst humanistischen Antwort gegenübertreten: Mit dem Glauben, daß Mörder, Faschisten oder wer auch immer in der Tat sich ändern können, daß menschliche Subjektivität eher überzeugt als einfach in verschiedene Muster, verschiedene Betrachtungsweisen gepreßt werden kann. Das Spiel zwischen dem sozialistischen Ehepaar und dem faschistischen Mörder und dessen Frau drückt jeden dieser Zwänge aus.
Indem der Film die Bereitschaft des linken Professors und seiner Frau beschreibt, vor der Strategie des 'Konformisten' zu kapitulieren, richtet er den Blick - grob gesagt - auf die dunklen Regionen des Bewußtseins, die der orthodoxe Sozialismus häufig lieber ignoriert. Der Sozialismus hat propagiert, daß wir mehr wert, ganzheitlicher sind als wir uns oft fühlen. Er hat uns aufgefordert, die Zukunft stärker zu antizipieren als es möglich ist, er hat uns ebenfalls aufgefordert, die besten und stärksten Elemente des gegenwärtigen Kampfes zu verkörpern, aber immer mit einem Blick in die Zukunft. Das führt dazu, daß unsere Bedürfnisse zurückgelassen werden und sich sehr bereitwillig in die Erfahrungen des gegenwärtigen Lebens einordnen. Dies wiederum führt dazu, daß eher die Rechten oder die Unpolitischen solche schattenhaften Zwischenräume besetzt und sich dort niedergelassen haben. Erst die Frauenbewegung hat sich auf diese Erfahrungen eingelassen und mit großem Erfolg versucht, solche Bereiche von der Umklammerung des "common sense", der Reaktion, zu befreien. Oftmals haben sich auch die scharfsinnigsten und gedankenreichsten Marxisten mit dem Sog des Gegenwärtigen, den Freuden des Alltags auseinandergesetzt. Majakowski und Gramsci schrieben über den schrecklichen Ruck, der erforderlich ist, um mit der Gegenwart zu brechen und sich auf eine "revolutionäre" Zukunft hinzuzubewegen.
Eine meiner Thesen zielt darauf, daß ein solcher Ruck nicht mehr notwendig ist

und daß genau an diesem präzisen Punkt des Alltags, des Weltlichen, unter Berücksichtigung allgemeiner Bedürfnisse und Interessen ein radikaler politischer Wechsel vorstellbar erscheinen kann. Das würde bedeuten, die traditionelle Vorstellung von "Revolutionen" gänzlich über Bord zu werfen und sie durch einen Komplex von kleineren Aktionen und Anschlägen zu ersetzen, die quer durch das soziale Feld an allen möglichen Punkten durchgeführt werden.
Es käme also darauf an, sich jenseits der Rechten und ihres Monopols auf den gesunden Menschenverstand, den Alltag, die lebendige Gegenwart anzueignen.
Wir sind oft dahingehend irregeführt worden, daß sich die Rechten ebenfalls mit der Vorstellung einer rosigen Zukunft beschäftigen würden. Ich denke jedoch, daß für sie die Zukunft nur wenig mehr bedeutet, als ausgeprägte Phantasien hinsichtlich einer Art negativen Zustands, der dem Tod folgt, sei es Auslöschung oder Heimkehr.
Der Faschismus appelliert unter dem Versprechen der Wiederherstellung von Ganzheit und Totalität und, angesichts der Zersplitterung und Zusammenhanglosigkeit des Selbst, der Absolution von Verantwortlichkeit und Macht sowohl an das Bedürfnis nach dem Jetzt als auch an die Omnipräsenz des Todes.
Die Rekapitulation dieser Gedankengänge kann nicht ihre genaue historische Signifikanz im Detail diskutieren, sondern zielt darauf ab, zu zeigen, daß - bei allen guten Absichten und aller Ergebenheit an die Zukunft - die sozialistische Politik auf vielfältige Weise das Terrain der Gegenwart, wie es sich im Leben der meisten Menschen darstellt, im Stich gelassen hat. Eine solche Politik hat nicht zur Kenntnis genommen, wie schwierig es ist, unsere Gedanken ständig um die revolutionäre Zukunft kreisen zu lassen. Und sie hat bis heute eine Politik, die das gegenwärtige Dasein miteinbezieht - und dies scheint sich erst mit dem Einfluß der Frauenbewegung zu ändern - als reformistisch abgetan. Die Verbindung zwischen diesen beiden Bereichen, der täglichen Praxis und dem Verlangen nach der Zukunft, ist so schwierig in den Griff zu bekommen und so widerspruchsreich, daß die Versuchungen manchmal dahin gehen, es bei der Annahme zu belassen, daß Sozialismus irgendeinen zukünftigen Idealstaat bedeute, und daß das, was um uns herum sonst noch vorgeht, lediglich zweitrangig sei. Es scheint so, als hätten wir keine politischen Ausdrucksformen, die der Gegenwart entsprechen.
Dies ist so, weil viele der überkommenen politischen Erzählweisen aufgeregt zwischen retrospektiver (männlicher) Melancholie und rosiger Romantik hinsichtlich der Zukunft - letztere fand ihren Ausdruck z.B. im sozialistischen Realismus - hin und her schwanken. In der Nachkriegsgesellschaft hat offensichtlich nur die Kultur der untergeordneten Gruppen und Klassen aufgrund ihrer weniger fixierten politischen Verhaltensweisen, d.h. in ihrer populären Ästhetik, diesen Raum zwischen beidem - Alltag und Zukunft - besetzt.

II

Es geht im folgenden darum, wie die Erzählungen und Mythologien, die aus den Erfahrungen der Niederlagen und des Versagens der Linken erwachsen sind, zwi-

schen Verlust, Verzweiflung und Melancholie auf der einen Seite und überzogener Romantik auf der anderen Seite hin und her geschwankt haben. Individuen und das, was sie schreiben oder produzieren, sind nie alleine bedeutsam ; mit der Zeit sehen wir in ihren Produkten neue Bedeutungen und andere Aspekte. Absolut entscheidend für den Hang zur Verzweiflung waren zwei Momente der modernen Geschichte: der Faschismus und der Stalinismus. Unter beiden Regimes war das Schicksal der kritischen Intellektuellen kein glückliches; dies hat direkte Implikationen für Intellektuelle heute. Insoweit wir durch Figuren wie Gramsci, Benjamin und sogar Majakowski beeinflußt sind, konstituieren sie, ihre Bilder, ihre Fotografien, ihr Aussehen uns als Bewunderer, Leser, Zuschauer, Intellektuelle und was sonst noch. Daneben gibt es noch eine spezifische Weise, in der wir auch ihren Verlust erfahren. Mein Bestreben an dieser Stelle ist es, einen Weg zu finden, der aus dieser Verlegenheit herausführt. Walter Benjamin bietet sich mir dabei als Ausgangspunkt an. Für viele Jahre fühlte ich mich von Benjamin angezogen, von seinen Aufsätzen, seinen Interessen, seiner Schreibweise und schließlich von seinen Fotografien, die ihren Weg in die Zirkulation der Linken gefunden hatten. Ich könnte sagen, daß er mich mit seiner Aura eingefangen hat: eher europäisch als englisch, eher ein Schriftsteller als ein Theoretiker, eher ein Kulturmarxist als ein Ökonom. Jemand, der eher in den Städten, in Subkulturen seine Wurzeln hat als in politischen Parteien und eher in Bars und Cafés als in Hörsälen und Theatern zuhause ist. Die Fotografien zeigen einen grüblerischen, brütenden, melancholischen, selbstmörderischen Benjamin. Ich reagiere auf sie so, wie ich auf die von Majakowski und Gramsci reagiere : Romantik, Projektion, Identifizierung.

Susan Sontag liefert uns eine der am präzisesten herausgearbeiteten Einschätzungen von Benjamins Arbeit, aber sie hinterläßt nichtsdestoweniger eine Anzahl unbeantworteter Fragen. In einem gewissen Sinn zeigen alle diese schattenhaften Figuren einen Verlust an. Wir gelangen nicht direkt zu ihnen, wir gelangen zu ihnen über ihren Tod, ihre Einkerkerung und ihren Selbstmord. Vielleicht begründet sich das Begehren, das sie hervorrufen, auf diese mangelnde Verankerung. Irgendwie spüre ich eine Notwendigkeit, dieses Begehren aufzubrechen, gegen seine Macht Einspruch zu erheben, ihm den Kampf anzusagen. Ich möchte es zwar nicht loswerden, aber eine Distanz errichten zum "Pessimismus des Intellekts", den es repräsentiert, und ebenso zum "Optimismus des Willens", auf dem es beruht (Gramsci).

Susan Sontag schließt das Persönliche, die erste Person, aus den meisten ihrer Aufsätze aus. Sie gestattet sich nicht, beim Schreiben zu fragen, was sie zu Benjamin führt. Sie verpaßt dabei die Gelegenheit, das Problem in Angriff zu nehmen, wie linke, kritische und intellektuelle Traditionen durch Generationen hindurch reproduziert werden, durch Bücher, Texte, Aussehen, Blicke und Titel. Ebenso wie populäre Texte sich uns als Leser, Zuschauer oder was sonst noch einschreiben, schreiben sich uns radikale Texte auch ein. Sie konstruieren uns, laden uns in ihre Strukturen ein, geben uns einen Platz, umschmeicheln uns mit ihrer Wärme,

Großzügigkeit und mit ihrem Ausmaß an Verständnis. Sie tun dies, so denke ich, indem sie unsere Bedürfnisse ansprechen. Irgendwie scheinen diese Dimensionen wichtig. Susan Sontag verpaßt jedoch die Gelegenheit, kritisch Benjamins Melancholie zu hinterfragen. Sie kümmert sich nicht um seine Verfechtung eines Lebens der Einsamkeit und seinen düsteren Pessimismus. Könnte es z.B. nicht der Fall sein, daß diese Melancholie (Benjamin), diese Depressionen (Majakowski) und diese Isolation (Gramsci) gewisse Beziehungen zu ihrer Männlichkeit zum Ausdruck bringen? Jeder von ihnen beschäftigt sich in seinen Schriften auf einzigartige Weise mit Modernität, wenngleich keiner von ihnen sich mit ihr und ihren widersprüchlichen Anziehungskräften versöhnt. Man mag in diesem Zusammenhang an Frauen denken, die eine ähnliche Position einnehmen, an Virginia Woolf, an Sylvia Plath oder, im politischen Bereich , an Rosa Luxemburg, und daran, wie ihre Briefe an ihren marxistischen, revolutionären Liebhaber von Emotionen und Verlangen durchsetzt waren. Neben ihrem Marxismus und ihren Verpflichtungen wollte Rosa Luxemburg, daß ihr Begehren, in der Gegenwart entstanden, wenigstens teilweise erfüllt würde. Sie wünschte sich Kinder, ein Heim, Wärme und Freundschaft. All das, auf das zu verzichten sich Jogiches in seiner revolutionären Hingabe entschlossen hatte. In einem Brief an ihn drückte sie es so aus: "Mir schmerzt meine Seele schon so vor Ermüdung..., daß ich, wenn ich Deine Briefe öffne und sechs kleine Bogen mit Ausführungen über die PPS oder über unsere inneren Beziehungen, aber keinen Krümel sichtbaren, praktischen, n o r m a l e n Lebens sehe, direkt ohnmächtig werde."
Vielen linken Erzählungen, visuellen oder verbalen, musikalischen oder literarischen, liegt ein heftiger Flirt mit der Verzweiflung zugrunde, selbst wenn die dominante Bedeutung eine hoffnungsvolle ist. Und dieser selbstgefällige Pessimismus ist in gewisser Weise arrogant, weil er auf solch großartigen Vorstellungen beruht wie der, Mittelpunkt der Geschichte zu sein. Ich verstehe Benjamins Elend absolut, aber ich spüre eine Ungeduld bei seiner hinter allem stehenden Zurückweisung von Beziehungen. Tatsächlich bringen mich diese masochistischen Elemente in der Linken teilweise zum Schaudern.
Indem ich auf diese Beispiele hinweise, versuche ich nicht, für eine monolithische Norm von Glück zu werben, noch preise ich die Tugenden der bürgerlichen Kleinfamilie; meine Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr auf die Grenzen von linken Normen und auf die Züge, die innerhalb der Linken oftmals als exemplarisch angesehen wurden. Frauen haben häufig unter diesen radikalen "Alternativen" gelitten. Sie mußten gleichzeitig für sich selbst und für ihre Männer Gefühlsarbeit leisten. Es waren die weiblichen Verwandten von Gramsci - seine Schwestern, seine Mutter und seine Schwägerinnen -, die einen kontinuierlichen Fluß der Korrespondenz mit ihm aufrecht erhielten, während er im Gefängnis saß. Marx war in seinem Privatleben von Frauen umgeben und zwei seiner Töchter begingen Selbstmord, bevor sie ein mittleres Alter erreichten. Insoweit ich der Meinung bin, daß Ideologie in allen ihren Ausprägungen als

Bild, Text, Sprache, Institution uns formt, behaupte ich ebenfalls, daß alternative Texte und Bilder, von denen wir angezogen werden, ein Gleiches bewirken. Was wir brauchen, sind Schriften und Bilder für den alltäglichen Gebrauch und für eine absehbare Zukunft. Ich betone, daß ich hier nicht von politischer Strategie, politischen Programmen und Formulierungen rede. Ich denke vielmehr an die Distanz zwischen explizit politischen Existenzweisen und denen des eigenen Ich, des alltäglichen Lebens, des Berührens und schuldbewußten Genießens dessen, was oftmals unerbittlich kapitalistische Produkte zu sein scheinen. Diese anderen Produkte brauchen weder langlebig, noch kohärent, noch "echte" Alternativen zu sein. Flüchtige, vergängliche Bilder sind höchst inspirierend. Visuelle Embleme, die aus der Jugendkultur kommen, liefern uns Bilder von einer Zukunft in greifbarer Nähe. Sie beziehen sich vielfach nicht auf den Bereich der Arbeit, sondern auf das Dasein nach oder anstelle der Arbeit. Sie sind gleichzeitig Mikrostatements und Metabilder. Die gesamte Geschichte der britischen Nachkriegs-Jugendkultur kommt darin zum Vorschein, wie sie sich durch die Medien ergießt und neue und bedrohliche Bilder produziert. Gerade für die männliche Linke in Großbritannien spielte die Jugendkultur die Rolle einer gewissen angenehmen Erleichterung. Eine Jugendkultur, die oftmals der Arbeiterklasse entstammt, häufig schwarz, immer im Widerstand, immer kämpferisch, aber - in linker Terminologie - nie richtig fähig, sich in die Reihen einer Klasse oder Partei einzuordnen. Aber es war nicht die rigide Ablehnung der Normen einer Organisation, einer Ordnung oder einer Autorität, die in diesem Fall der Jugendkultur erlaubt hat, immer auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen zu sein, die nicht an die Zukunft angebunden oder ideologisch korrekt sein müssen. Die Jugendkultur hat ihre Chancen wahrgenommen, indem sie kontinuierlich mit den Gütern des Kapitals geflirtet hat, aber sie nicht so angenommen hat, wie es vorgeschrieben schien. Wenn sie wählen sollte, würde sie die Fotografie von Brecht, der eine Zigarre in der Hand hält und leicht heruntergekommen aussieht, der von Benjamin vorziehen. Wie Brecht nimmt sie die populäre Kultur auf, und versucht, mit ihr kleine, kritische, aber Zündstoff enthaltende Botschaften auszusenden.

Literatur

Martin Chalmers, Notizen zur Nazi-Propaganda, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 5/1982

Elisabeth Ettinger, "Comrade and Lover". Rosa Luxemburg's Letters to Leo Jogiches, in: New German Critique, Spring 1979

Dick Hebdige, Subculture. The Meaning of Style, Methuen 1979

Sheila Rowbotham, Woman's Consciousness Man's World, Penguin 1972

Susan Sontag, Im Zeichen des Saturn. Essays, München/Wien: Hanser, 1981

Dank an Phil Cohen, Simon Frith und Susannah Radstone

(Aus dem Englischen)

Ulrich Wyrwa

DER ALKOHOLGENUSS DER HAMBURGISCHEN UNTERSCHICHTEN (1750 - 1850)

"Nieder mit den Überresten des Zarismus"
(Trinkspruch der russischen Revolutionäre
beim Plündern der zaristischen Weinkeller)

Der Alkohol und die Industrielle Revolution

Allzu leichtfertig wird der Alkohol verfemt und auf die Seite von Krankheit, Sucht oder Entartung gestellt. Und dies, obgleich es noch keiner Kultur gelungen ist, den Rausch aus ihr zu verbannen. Vernachlässigt wird von den "Nüchternen", daß der Alkohol gleichsam eine kulturelle Tätigkeit ist, die bestimmte soziale Aufgaben zu erfüllen hat und deren Formen sich je nach den historischen Bedingungen verändern.
In diesem Sinne soll gezeigt werden, welchen Wandel das Trinkverhalten der Hamburgischen Unterschichten in der Zeit der industriellen Revolution durchmachte.
Urbanisierung und Industrialisierung wälzten die gesamte Lebensweise der ländlichen und städtischen Unterschichten um. Die traditionellen Lebensformen der Bauern und der Handwerker lösten sich auf, und so haltlos wie diese sich in ihrer neuen Lage befanden, so maßlos waren sie im Trinken. Die massive Trunkenheit in der Frühindustrialisierung wird immer wieder als Symptom der Verelendung und Demoralisierung gedeutet und der Rausch als Fluchtversuch aus der Wirklichkeit.
Demgegenüber soll hier untersucht werden, ob nicht das exzessive und kollektive Trinken den Unterschichten geholfen hat, diesen sozialen und kulturellen Wandel zu bestehen? Ob nicht deshalb so viel Alkohol getrunken wurde, weil dabei an alte, vorindustrielle Traditionen angeknüpft werden konnte, die den Unterschichten einen "kulturellen Rückhalt" boten?
Zwei Fraktionen von "Säufern" standen sich in dieser Epoche gegenüber: Die zünftigen Gesellen und der wilde "Pöbel"; auf der einen Seite die Handwerksgesellen, die noch nach den Traditionen der Zünfte lebten, aber aufgrund der Auflösung der Zunftverfassung in die Armut getrieben wurden und auf der anderen Seite der "Pöbel", also diejenige Schicht, die sich aus den in die Stadt vertriebenen Landarbeitern und verarmten Bauernsöhnen, den unzünftigen, unehrenhaften Handwerkern, den Hilfskräften und Tagelöhnern in den Manufakturen und im Hafen zusammensetzte. Aus diesen heterogenen Gruppen bildete sich nach dem hier untersuchten Zeitraum das Proletariat als Klasse.
Seit den Anfängen überlieferter Geschichte wird das Trinken von Ritualen

und Zeremonien begleitet,die sich noch bis heute in Relikten erhalten haben. Nach dem "Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" sind die "um die Trinktätigkeit sich rankenden abergläubischen Vorstellungen und Bräuche Überbleibsel ehemaliger magisch-kultureller Handlungen und Glaubensäußerungen." (1) Zu diesen Ritualen gehört als wichtigstes das "Zutrinken" : Indem die Trinkenden mit den Gläsern anstoßen und feststehende Formeln aussagen,versichern sie sich der gegenseitigen Freundschaft und Zuneigung.Ein anderes Ritual ist das "Einschenken" : Dieses "Geschenk" ist ein Symbol für die Aufnahme in die Gemeinschaft der Trinkenden.Der dritte wichtige Brauch war das "Rundentrinken" zur Bekundung der Geselligkeit und Solidarität.
Im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert setzte sich ein Getränk durch, das den Alkoholgenuß grundlegend veränderte : Der Branntwein.In der streng antialkoholischen arabischen Kultur erfunden,gelangte die sorgfältig als Geheimnis gehütete Kunst,aus Wein Alkohol zu destillieren,im 13. Jahrhundert über Spanien in die Laboratorien der Alchymisten und Mönche. "Die wunderbare Wirkung der durch Brennen des Weines entstandenen und selbst wunderbarerweise wieder brennbaren Flüssigkeit führte bald zu einer ganz übertriebenen Wertschätzung des Branntweins als Universalheilmittel." (2) Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde der Branntwein statt als Medizin auch als Genußmittel getrunken.Aber erst in der Zeit der industriellen Revolution,nachdem ein technischer Fortschritt es ermöglichte,billig und in großen Mengen aus Korn und Kartoffeln Schnaps zu destillieren,wurde dieser zu einem Massengetränk für die Unterschichten.
Da die traditionelle Trinkkultur auf den schwachprozentigen Getränken Bier und Wein basierte,gefährdete das hochprozentige Destillat die Einhaltung der Rituale.Während Bier und Wein langsam Schluck für Schluck getrunken wurden und die Trunkenheit erst allmählich einsetzte,wird der Branntwein gekippt,und der Rausch ist schlagartige Folge.In diesem Sinne erweist sich der Branntwein als genuines Kind der industriellen Revolution.Die Beschleunigung des Rausches,die Maximierung der Wirkung und die Verbilligung machen den Branntwein auf dem Gebiet des Trinkens zu dem,was der mechanische Webstuhl für die Weberei und die Eisenbahn für das Reisen bedeuteten (3),und wie der Webstuhl die gewohnten Arbeitsformen zerstörte,so stürzte der Branntwein die traditionelle Trinkkultur um.Welche Bedeutung der Alkohol für das Leben eines Arbeiters in der jungen Fabrikgesellschaft Englands hatte,beschreibt Friedrich Engels in "Die Lage der arbeitenden Klasse in England" :
"Der Branntwein ist fast die einzige Freudenquelle.Der Arbeiter kommt müde und erschlafft von seiner Arbeit heim,er findet eine Wohnung ohne alle Wohnlichkeit,feucht,unfreundlich und schmutzig,er bedarf dringend einer Aufheiterung,er muß etwas haben,das ihm die Arbeit der Mühe wert,die Aussicht auf den nächsten sauren Tag erträglich macht." (4)
Doch erschließt sich die Bedeutung des Alkoholgenusses nicht in diesem eska-

pistischen Motiv. "Das Trinkverhalten ist eine kulturell geprägte Tätigkeit, die in ihren Formen, Funktionen und Auswirkungen je nach dem spezifischen sozialen und kulturellen Zusammenhang variieren kann und die nur in Verbindung mit spezifischen Wertsystemen und Formen der sozialen Organisation problematisiert werden sollte." (5) Für die ländlichen Unterschichten war der Alkoholkonsum gebunden an kirchliche oder familiäre Feste oder ergab sich aus dem Rhythmus der landwirtschaftlichen Produktion. Für die Gesellen und unzünftigen Handwerker war das Trinken an Zunftrituale gebunden, wie Krugtage, Zechen auf der Herberge oder der "Blaue Montag". Für die vom Land in die Stadt getriebenen wie für die aus dem zünftigen Handwerk gedrängten Unterschichten hatte der Rausch noch nach den überlieferten Erfahrungen den Charakter eines außergewöhnlichen und gemeinschaftlichen Ereignisses, das sich von der Dürftigkeit des Alltags abhob. Dieser "kulturelle Rückhalt" wirkte im Branntweinkonsum der plebejischen Unterschichten weiter.
Daß der Branntwein das Getränk derjenigen Schichten war, aus denen sich das Proletariat bilden sollte, machte ihn zum trunkenen Pendant eines nüchternen, ebenso neuzeitlichen Getränkes, des Kaffees. "Der Branntwein ist die pharmakologische und soziale Inversion des Kaffees. Er schafft in dem Maße neue Qualitäten des Alkoholrausches, wie der Kaffee neue Qualitäten der Nüchternheit schafft. In der Polarität dieser Wirkungen spiegelt sich wider die Polarität der beiden Klassen, die diese Getränke zu sich nehmen. Der Kaffee ist bürgerlich, der Branntwein proletarisch." (6) Der Alkoholgenuß war eine kollektive und solidarische Tätigkeit im Gegensatz zum individuellen Kaffeetrinken. Betont als Individuum betrat der Bürger das Kaffeehaus, trank Kaffee und las Zeitung. Dagegen zogen die Arbeiter gemeinsam in die Kneipe, in der sie die Rituale, die das Trinken in vorindustrieller Zeit begleitet hatten, wie das Zu- und Rundentrinken, mit dem neuen hochprozentigen Getränk wieder aufleben ließen. Die traditionellen Trinkgewohnheiten verbanden sich in den Kneipen mit vielfältigen neuen Motiven des Trinkens: Bei den beengten Wohnverhältnissen erweiterte die Gaststätte den beschränkten häuslichen Bereich, bei den häufigen Wohnungswechseln half die Kneipe alte Freundschaften aufrecht zu erhalten und bei dem Ausschluß der Unterschichten aus der Politik war das Wirtshaus der Ort der politischen Meinungsbildung. Und das Kneipenleben stimulierte die proletarischen Tugenden der Kollektivität und Solidarität.
Mit den Umwälzungen in der industriellen Revolution drang der Alkohol auch in einen ehemals nüchternen Lebensbereich ein : Die Arbeitswelt. Zum Teil wurde der Branntwein von Fabrikbesitzern für ihre Zwecke benutzt. Sie zahlten einen Teil des Lohnes in Schnapsrationen aus, da die neue Zeitnormierung der Arbeit, neue und ungewohnte Arbeitsrhythmen und die Unterordnung unter Fabrikaufseher an berauschten Arbeitern leichter durchgesetzt werden konnten. Als aber die Arbeitsteilung und Mechanisierung zunahmen, damit zuver-

lässigere und präzisere Arbeitsleistungen gebraucht wurden, die im leicht betäubten Zustand nicht mehr zu erbringen waren, wirkte der Alkohol den Erfordernissen des Fabriksystems entgegen. Der Branntwein, der zunächst die Arbeitsdisziplin durchzusetzen half, zeigte nun die Tendenz diese zu unterlaufen. Nun schlugen die Industriellen die Strategie ein, den Alkohol am Arbeitsplatz zu verbieten.
Als außerdem der Alkoholkonsum die Unterschichten zu Unruhen und Tumulten stimulierte und Unbotmäßigkeit und Achtlosigkeit vor den Autoritäten des Staates zunahmen, entschlossen sich Bürgertum und Obrigkeit, nach amerikanischem Vorbild durch Gründung von Mäßigkeitsvereinen für neue Nüchternheit zu sorgen. In einer breit angelegten Öffentlichkeitsarbeit rangen die Abstinenzler den "Mitmenschen" aus dem "arbeitenden Stande" persönliche Gelübde ab, keinen Branntwein mehr anzurühren. Für die Apostel der Enthaltsamkeit stellte der Branntwein das zentrale Problem der Zeit dar, doch verwechselten sie Ursache und Wirkung. Das Elend des Lebens der Armen erklärten sie aus dem Leben der Armen mit dem Alkohol. An den sozialen Zuständen, die trunken waren von Brutalität, sahen sie nur die Brutalität der Trunkenheit. Der vom "Pöbel" nie erlebte Wohlstand werde ihm vom Branntwein aufgezehrt. Die Rohheit des Lebens der Armen sei Folge der Verrohung durch den Alkohol. Die Geistlosigkeit der Kämpfer gegen geistige Getränke wird offensichtlich, wenn sie sich erstaunt zu erklären versuchen, warum die Menschheit nicht schon völlig entartet sei, wo doch der Alkohol degenerierende Wirkung habe.

Hamburg

Das von Hafen und Handel dominierte Hamburg blieb bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch ohne merkliche Einflüsse der Industrialisierung. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde die kleine Werkstube des zünftigen Meisters durch die große Fabrik des industriellen Kapitalisten verdrängt. Ein Proletariat stand nicht sofort als gleichförmige Ware zur Verfügung, sondern mußte sich erst aus den verschiedenartigen Elementen der städtischen Unterschichten bilden. Fremde Arbeitskräfte - ungelernte Landarbeiter sowie ausgebildete Handwerker - strömten in Massen in die Stadt, so daß sich die Bevölkerung Hamburgs von 1750 - 1850 fast verdoppelte.
Dies führte zur Aufsprengung der räumlichen Geschlossenheit der alten Stadt: die spätmittelalterlichen Befestigungsanlagen wurden abgerissen, neue urbane Tendenzen kündigten sich in der Installierung einer städtischen Beleuchtung sowie der Einrichtung einer Kanalisation an. Der Bau neuer Straßenzüge und die Umgestaltung der ehemaligen Wallanlagen veränderten das gesamte Stadtgefüge. Das Bild Hamburgs in diesem Prozeß zeigt eine vielfache Zerrissenheit : Einerseits im sozialen Leben zwischen dem "blühenden Wohlstand die-

ser großen und reichen Handelsstadt" und dem "verwilderten Leben der Classe der mittellosen Armen und Fremden", wie L.v.Griesheim schrieb (7), und andererseits auf wirtschaftlichem Gebiet im Widerspruch zwischen Zunftzwang und Gewerbefreiheit. Während das in Zünften organisierte Handwerk sich auf die Versorgung der Stadt beschränkte und an überlieferte Produktionsformen gebunden blieb, zeigten die für den Export produzierenden Gewerbe schon früh Ansätze industrieller Massenproduktion. Im Mittelalter war das Hamburger Bier wichtigstes Exportgut und im 18. Jahrhundert waren es Zucker, der hier raffiniert, und Stoff, der hier bedruckt wurde. Doch verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage nach der Herrschaft der Franzosen über Hamburg für die Manufakturen derart, daß F.Schrader 1838 in seiner Schrift "Das merkantilische Hamburg" feststellen mußte : "Das Fabrikwesen Hamburgs anbelangend, so hat dasselbe im Laufe der Zeit ungemein an Umfang verloren, da die goldenen Tage der Zuckerraffinerien und Cattundruckereien längst und vermutlich für immer vorüber sind." (8) Aber auch die goldenen Tage des Handwerks waren vergangen. Da in Altona Gewerbefreiheit herrschte und die Handwerker in den Vorstädten Hamburgs, St. Georg und St. Pauli nicht dem Zunftzwang unterlagen, wuchs den Handwerkern in der Stadt eine starke Konkurrenz heran. Und nachdem der Rat unter heftigem Protest der Zünfte auch innerhalb der Stadt sogenannten Freimeistern und Bönhasen die Gewerbekonzession erteilte, brach die Statik der in Zünften organisierten Produktion auseinander. Besonders diejenigen Gewerbe, die keine hohen Investitionskosten zur Einrichtung einer Meisterwerkstatt erforderten, wie Schuhmacher oder Schneider, wuchsen zu Massenhandwerken aus, die keinen Absatz mehr fanden. Die Zunftmeister reagierten darauf, indem sie sich immer mehr vom Markt abschlossen. Neue Meisterstellen durften nicht mehr eröffnet werden, was Konflikte mit den Zunftgesellen hervorrief. Die Meister versuchten darauf, die Autonomie der Gesellenbruderschaften unter ihre Kontrolle zu bringen, wodurch die Spannungen zwischen beiden noch erheblich verschärft wurden : In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte ein Gesellenaufstand dem anderen, bis im Jahr 1791 sämtliche Handwerker der Stadt die Arbeit niederlegten und auch die Tagelöhner und Manufakturarbeiter sich dem Aufstand anschlossen.

Währenddessen hielt der Zuzug von Fremden unvermindert an.Aus Holstein, Schleswig und Dänemark erreichten immer mehr durch das "Bauernlegen" verarmte Landwirte und Tagelöhner die Stadt. Es mangelte an allem,vorwiegend an Wohnungen und Arbeit, Folge war der Pauperismus. Das hanseatische Bürgertum war über die neuen Bewohner ihrer Stadt empört. So klagte der bereits zitierte L.v.Griesheim : "Das Hamburger Gesinde, sowohl dasjenige, was sich aus dessen Pöbel vermiethet, als auch dasjenige, was aus der Nachbarschaft hereinkommt, ist ungenügsam, vortheilsüchtig,

und thut selten auf einer Stelle lange gut." (9) Die Unsicherheit des Bürgertums dem neuen Phänomen gegenüber spiegelte sich im schwankenden Sprachgebrauch: handarbeitende Volksklassen, Pöbel, gemeines Volk, Proletairs.
Da Faulheit und Müßiggang als Ursache der Verarmung und Verelendung galten, wurde 1788 eine Armenanstalt gegründet mit der Aufgabe, mittels strenger Arbeit und Disziplin die Armen und Bettler an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Erklärtes Ziel war es, den "amoralischen Müßiggänger" zum "industriösen Menschen" zu formen. In den Veröffentlichungen der Armenanstalt wird dies formuliert: "Auch bei der möglichst speziellen Aufsicht auf jeden einzelnen Armen, wird es dennoch möglichst schwer, dem durch Bettelei, tiefeingewurzelte Trägheit, Unreinlichkeit und Ausschweifungen sehr verdorbenen Theil der itzigen Generation denjenigen Grad der Sittlichkeit und Arbeitsamkeit zu verschaffen, dessen der Arme unter gehöriger Leitung fähig ist." (10) Alkohol und Trunkenheit galten als Begleiterscheinung der Verelendung und wurden noch nicht als gesondertes Problem aufgefaßt. So nimmt der Alkohol in der Armenordnung von 1791 den gleichen Stellenwert ein wie Unordentlichkeit, Arbeitsverweigerung oder Lottospielen: "Diejenigen aber, welche sich durchaus zu arbeiten weigern, oder wenn sie bei irgendeiner Arbeit angestellt sind, träge und unordentlich sich beweisen, imgleichen diejenigen, die dem Trunke ergeben sind, und auf wiederholte Warnung nicht davon ablassen wollen oder in Zahlenlotterien einsetzen, sollen nach dem Zuchthaus gebracht und daselbst zur Arbeit gezwungen werden." (11) Doch geht aus den Beschreibungen des Arztes J.J. Rambach von 1801 hervor, daß der Branntwein ein alltägliches Getränk der Unterschichten war: "Der Branntwein wird in Hamburg immer noch sehr stark getrunken. In den niederen Volksklassen trinkt ihn fast jeder täglich, und die welche ihn nicht trinken, können als Ausnahme von der Regel gelten." (12) Aber noch fühlte sich der hamburgische Bürger weniger von den Betrunkenen, als von den Bettlern belästigt. Innerhalb weniger Jahrzehnte sollte sich dies ändern: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemühte sich das Bürgertum, die wankenden Gestalten auf den öffentlichen Plätzen und die in den Gossen sich wälzenden Trunkenen aus dem Bild der Stadt zu verdrängen.

Die Trinkgewohnheiten der Handwerksgesellen

Im Unterschied zu den unterständischen Armen tranken die Handwerker keinen Branntwein, sondern Bier. Aber nicht nur im Getränk lag der Unterschied, sondern auch in der Bedeutung des Trinkens. Während der Handwerker sein Bier nach den strengen Regeln der Zunft trinken mußte, kippte der "Pöbel" den Branntwein in sich hinein. So hatte der Handwerker sein Glas zu heben, mit seinen Zunftgesellen anzustoßen und bei jeder neuen

Runde seinen Trinkspruch aufzusagen. Je mehr Trinksprüche ein Geselle nun auf seiner Wanderschaft gelernt hatte, um so höher stieg sein Ansehen in der Bruderschaft.
So wie der Trinkvorgang im kleinen, war auch der gesamte Lebenslauf eines Handwerkers strengen Regeln unterworfen, und auf alle wichtigen Stationen wurde heftig angestoßen. Der erste Ritus war das "Gesellenmachen": Der Lehrling galt noch als unmündig, wohnte im Hause des Meisters und stand ganz unter seiner Kontrolle. Mit dem Ritus des "Los- und Freisprechens" begann die Aufnahmezeremonie in die Bruderschaft der Gesellen. Sodann wurde dem Gesellen ein Trunk angeboten und anschließend hatte er ein Fest zu geben, auf dem er eine harte Aufnahmeprüfung zu bestehen hatte. Diese Feste arteten jedoch so aus, daß im Ämterreglement von 1834 verfügt wurde: "Bei der Ausschreibung oder Lossprechung sind alle auffallenden unanständigen und der Gesundheit nachtheiligen Gebräuche und Formalitäten, insonderheit körperliche Mißhandlungen des Lehrlings, imgleichen alle Schmausereien und Bewirthungen auf Kosten des neuen Gesellen, auch alle anderen Erpressungen durchaus unzulässig und bei strenger Ahndung untersagt." (13) Mit dem Eintritt in die Bruderschaft und dem Einzug in die Herberge begann für den Handwerker eine Zeit ausschweifender Trinkereien und Zechereien.
Die Bruderschaft war die autonome Vereinigung der Gesellen mit einer gemeinsamen Kasse, der Lade. Diese enthielt die gesammelten Beiträge für Krankheits- und Todesfälle. Ursprünglich wurden aus dieser auch gemeinsame Feste finanziert und noch im 19. Jahrhundert konnten die Gesellen in Gasthäusern auf die Lade Kredit aufnehmen.
Aufbewahrt wurde die Lade in der Herberge, dem Zentrum der Gesellenkultur. In ihr spielte sich das Leben der Gesellen ab, soweit es nicht vom Meister bestimmt war. Die Herberge bot Raum beispielsweise zur Abhaltung der eigenen Gerichtshoheit der Gesellen und vor allem zum Feiern ihrer Feste sowie zum alltäglichen Trinken. So heißt es in einem Gedicht der Hamburger Tischlergesellen:

"Gesellen kamen anmarschiert
Auf die Herberg anspaziert
Thaten da brav saufen." (14)

Auch Abreise und Ankunft eines auf Wanderschaft gehenden Gesellen waren von Trinkritualen begleitet. Von den Tischlern in Hamburg ist überliefert, mit welchen Worten ein fremder Geselle von der Bruderschaft begrüßt wurde: "Gesell, sei er mir willkommen von wegen des Handwerks" und dieser mußte antworten: "Ich sage Dank von wegen des Handwerks." Darauf wurde ihm ein Bier mit den Worten angeboten: "Also mit Gunst, so ist in dieser hoch und weit berühmten Kaufs- Handel- und Wandelstadt allhier der Gebrauch, daß, wenn fremde Gesellen vorhanden sein, man ihnen den Will-

komm präsentiert auf drei Trünke. Nimmt er ihn an und trinkt er ihn aus, so gibt er nichts; nimmt er ihn an und trinkt er ihn nicht aus, so ist er in der Gesellen Strafe, nimmt er ihn aber an und thut einen Ehrentrunk, so kann er mir solches zu verstehen geben. Also mit Gunst." Der fremde Geselle dankte und antwortete: "Also mit Gunst, einen Ehrentrunk." (15) Als sich die Zunftverfassung im Laufe des 18. Jahrhunderts unter inneren und äußeren Spannungen zersetzte, wurde versucht, den Gesellen ihre Privilegien und ihre Autonomie zu nehmen. Deutlich wird dies am Kampf um den "Blauen Montag". Nach alter Zunfttradition brauchten die Gesellen montags nicht zu arbeiten; sie durften diesen Tag "heilig halten" und auf ihrer Herberge feiern. Begleitet wurde diese Gewohnheit von so heftigen Zechereien, daß sich die Meister über Arbeitsausfälle noch an den Dienstagen beschwerten. Im Hamburger Gesellenartikel für das Tischleramt von 1772 wurde die Zahl der "Blauen Montage" auf vier im Jahr begrenzt, und im Generalreglement von 1834 wurde der "Blaue Montag" ganz verboten: "Die sogenannten Krugtage mit Einschluß des Blauen Montags sind bei Gefängniß und im Wiederholungsfalle bei Zuchthausstrafe untersagt. Herbergs- und andere Wirthe, welche an solchen Tagen zu der gewöhnlichen Arbeitszeit, Versammlungen von Gesellen bei sich gestatten," sollten bestraft werden. (16) Da die Gesellen aber an ihren Trinkgewohnheiten festhielten, entstanden auf den Herbergen an den entsprechenden Tagen immer wieder Unruhen. Sobald die Zunftmeister versuchten, die Rechte der Bruderschaft anzutasten, brach der Protest der Gesellen los und gewöhnlich spielte der Alkohol eine gewichtige Rolle. So auch 1750, als die Tischlergesellen für die Verfügungsmacht über ihre Gelder in der Lade eintraten. Die Verhandlungen mit dem Senat scheiterten in letzter Runde an der Forderung der Gesellen, die während der Streiktage in den Wirtshäusern entstandenen Unkosten erstattet zu bekommen. Sie wollten erst dann die Arbeit wieder aufnehmen, "wenn ihre in Arrest sitzenden Cameraden auf dem Kruge seyen, sie auch Satisfaction erhalten, und die verursachten Unkosten vergütet würden." (17) Im Jahre 1795 gingen die Schneidergesellen für mehr Lohn auf die Straße. Als sie auf der Herberge zusammengekommen waren, forderten sie den Schlüssel für den Saal, um dort eine Versammlung abhalten zu können. Die Meister weigerten sich, den Schlüssel zu übergeben, und so brachen die Gesellen die Tür auf und besetzten den Saal. Der Krugvater beklagte sich darauf beim Amtspatron, "daß besagte Gesellen den Torfboden erbrochen hätten, und betrunken mit brennenden Pfeifen zwischen dem Torf lägen." (18) Bei den Unruhen der Schneidergesellen in den 90er Jahren tauchte neben der Herberge ein neuer Typus von Versammlungsort auf: die Kneipe. Mit dem Wirtshaus gewann ein neuer Ort des Trinkens an Bedeutung, während gleichzeitig das neue Getränk, der Branntwein, in die Trinkkultur der Zünfte eindrang. Als 1779 unter den Tischlergesellen und Lehrlingen "einige unanständige und der Gesundheit

äußerst nachtheilige Gewohnheiten" eingerissen waren, wurde "den Bier- und Branntweinschenken Trost & Brüggemann bey 10 Thaler Strafe verboten, die Lehrburschen des hiesigen Tischleramtes oder anderer Ämter in ihren Kellern als Gäste zu dulden oder aufzunehmen." (19) Noch galt der Branntwein zwar unter den Gesellen als unehrenhaft und nicht zunftgemäß; dem Pöbel, von dem die Zunftgenossen sich strikt abzugrenzen bestrebt waren, wurde der Schnaps zugeordnet. Aber die Grenzen zwischen dem ehrenhaften Bier und dem lasterhaften Branntwein verschwammen in dem Maße, wie sich die Lebenslage von Plebs und Zunftgesellen annäherte.
Alle diese Ausgrenzungen und Angleichungen spielten in die Ereignisse hinein, die sich in Hamburg in den Tagen der französischen Revolution ereigneten. Im August 1791 fand in Hamburg der erste Generalstreik auf deutschem Boden statt, der gleichzeitig der letzte Zunftkampf wurde. (20) Angefangen hatte das Ganze mit einem kleinen Streit in einer Schlosserwerkstatt, der sich innerhalb kurzer Zeit zu einem "Ausstand" aller Schlossergesellen ausweitete. Der für Zunftfragen zuständige Patron konnte den Streit nicht schlichten, so daß die Gesellen bei ihrer "Vergadderung" auf der Herberge blieben. Der Senat entschloß sich zu härterem Vorgehen, er ließ die Herberge vom Bürgermilitär räumen. Der harte Kern der Aufständischen wurde verhaftet und die restlichen Schlossergesellen aus der Stadt gewiesen. Diese versammelten sich darauf in einem Wirtshaus vor dem Dammtor, von wo aus sie dem Bürgermeister eine Bittschrift sandten und gleichzeitig die Gesellen der anderen Zünfte wissen ließen, "daß sie durch Niederlegen ihrer Arbeiten ihnen eine mächtige Hülfe leisten würden." (21) In den folgenden Tagen solidarisierten sich nach und nach die Gesellen sämtlicher Gewerbe. Sie verließen die Werkstätten und zogen nach Tradition der Zünfte in festlich geschmückten Umzügen durch die Stadt. Währenddessen wurde reichlich getrunken, die Trinkrituale, wie Zutrinken und Rundentrinken wurden zelebriert und es wurde auf die Gesundheit angestoßen. In dem "möglichst speziellen und richtigen Tagebuch" wurde die Disziplin der Handwerker gelobt und ihr Trinkverhalten geschildert: "Die Begleiter an ihren Seiten trugen Gläser und Branntwein-Bouteillen um ihnen während des Marsches davon einzuschenken. Wo sie in ihrem Aufmarschieren diese oder jene Herberge antrafen, so wurden selbige mit einem Vivat-Rufen begrüßt." (22) In einem weiteren Heft über den Aufstand wird berichtet: "Man sahe Aufzüge von mehr als tausend Menschen und man hörte schon in der Ferne das lärmende Getöse eines unruhigen Volkes. Besonders bei den Herbergen und auf öffentlichen Plätzen, fieng der vermeinte Freiheitssinn an, in Wildheit auszuarten, denn hier tranken sie Gesundheit auf das Wohl ihrer Zünfte." (23) Dieser Augenzeuge beschreibt bereits die nächste Etappe. Der Pöbel hatte sich dem Aufstand angeschlossen und prägte fortan die Ereignisse. Nicht mehr die geordneten und festlichen Umzüge der Handwerker bestimmten das Bild der Stadt jener Tage, sondern

das wütende Brüllen und lärmende Aufmarschieren des Pöbels. Nun stimulierte der Alkohol selbst die Zunftgesellen zu militantem Protest: "Auch die Handwerker, durch Lerm und Branntwein erhitzt, fiengen an ihre anfangs beobachtete Mannszucht zu vergessen." (24) Auf die Bedeutung des Alkohol für den Wandel des Protestverhaltens der Gesellen macht folgende Beschreibung aufmerksam: "Zu ihnen (den Handwerkern,d.V.) gesellte sich eine Menge Matrosen und Pöbel, und der,wie es gemeiniglich der Fall, mehr Tumult verursachte, als selbst die aufgebrachten Handwerksburschen, die bei aller Wildheit, dennoch besonders in den ersten Tagen, keine groben Exzesse begiengen. Nur des Mittwochs spät in der Nacht, wahrscheinlich von starken Getränken erhitzt, begiengen sie an verschiedenen Orten Ausschweifungen und machten mancherlei Versuche zu Aufruhr." (25) Ein "Hamburger Studierender" verfaßte über den Aufstand ein Gedicht, in welchem er sich über das Verhalten und die Trinkgewohnheiten der Gesellen beklagte:

"Und da gings dann Conterbunt,
Kreuz und quer und eitel,
Weil die Mehrsten ungesund
An Verstand und Beutel;
Darum soffen sie sich klug,
Blieben auf dem Branntweinskrug
Auf der Herberg liegen.

Alle glaubten sich beschimpft
Bey gerechter Sache;
Alle wollten Richter seyn,
Doch bei Bier und Branntewein
Ließ sich nichts entscheiden." (26)

Das besondere an dieser Situation ist diesem "Studierenden" entgangen: Der Branntwein wurde mittlerweile zwar von den Handwerkern getrunken, aber im Bewußtsein eines Zunftgenossen galt er immer noch als unehrenhaftes Getränk. Dies spricht ein Schustergeselle aus, der mit einem eigenen Gedicht antwortet, um seine Handwerkerehre zu verteidigen:

"Wenn wir auf unsrer Herberg lachen,
Für unser Geld uns lustig machen,
So nennt ihr's grob und schlecht.

Und wenn wir unsre Handwerksrechten
Nach Pflicht und Schuldigkeit verfechten,
So nennt ihr das prutal...

Und wenn wir einmal menschlich fehlen,
Und uns mit Branntewein beseelen
So sind wir nicht gescheid...

Und wenn wir nach Verdienst uns kleiden,
Und trinken unser Bier bescheiden... usw." (27)

Der Branntwein hatte den Vorgang der Berauschung derart beschleunigt, daß die zünftigen Trinkrituale nicht mehr eingehalten werden konnten. Und mit dem schlagartigen Eintritt des Rausches und der Trunkenheit konnten die Zeremonien ihre Funktion nicht mehr erfüllen. In der Gesellenbruderschaft stellten die Trinkgewohnheiten die Einheit der Gruppe nach außen und den Aufbau nach innen her. Mit der Auflösung der Zunftverfassung und dem Aufkommen des Branntweins konnte das Trinken sozial destruktive Züge annehmen und seinen gemeinschaftsbildenden Charakter verlieren. Das Erlebnis eines Handwerkers aus dem Jahr 1839 kann diese Tendenz veranschaulichen: "Am 5. November hatte einer der Ratschirurgen einen auf dem Stadtdeich wohnenden Handwerker zu untersuchen, der mannigfache Schrammen und Confusionen erlitten und über gewaltige Mißhandlungen klagte, die ihm in verflossener Nacht in einem Tanzlokale auf dem Billwärder Deiche zugefügt wären. Der Handwerker war nach seiner Bekundung allerdings betrunken gewesen, und dieser Zustand sey sowohl von dem Wirthe als von mehrerer Gästen auf eine barbarische Weise gemißbraucht worden. Man habe ihm seinen Hut mit Wasser abgefüllt und ihm denselben so auf den Kopf gestülpt, wobei der Hut in kleine Fetzen zerrissen war. Man habe ihm das Gesicht geschwärzt, dann ihm einen Mehlsack über den Kopf geworfen und ihn so in dem Saal herumgezerrt. Endlich sey er zum Haus hinausgeschleppt und in eine große Sandkiste gepackt, die zur Fürsorge gegen Deichbrüche diene." (28) Diese Begebenheit wirft ein Licht darauf, wie Bräuche - das Gesicht schwärzen oder einen Mehlsack überwerfen -, die im Rahmen der Zunftverfassung eine Funktion hatten, mit der Auflösung dieses Kontextes und dem neuen hochprozentigen Trank sinnlos und zerstörerisch wurden.
Wie durch den Branntwein das Trinken seine gemeinschaftsbildende Funktion verlieren und in das Gegenteil, in soziale Zerrüttung und Selbstzerstörung umschlagen kann, zeigt das Schicksal des Buchdruckergesellen Johann Peter Plump (29): Seine Ehe schien wenig glücklich verlaufen zu sein und Plump hatte sich angewöhnt, "berauschende Getränke" zu sich zu nehmen. Dies führte zu immer heftigeren Streitereien mit seiner Frau, bis diese sich an die Obrigkeit wandte und dem Hamburger Senat eine Klageschrift vorlegte. Dieser beschloß daraufhin in der Sitzung am 23. April 1806 "über die Aufführung und den Lebenswandel des J. P. Plump eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und baldmöglichst zu produzieren." Ergebnis dieser Nachforschungen war, daß Plump "vorläufig auf sechs Monate in sichere, jedoch leidliche Verwahrung auf den hiesigen Krankenhof" gebracht wurde. Als er im Februar 1807 entlassen werden sollte, wandte sich seine Frau erneut mit einer Klage an den Senat. Er habe ihr, schrieb sie, "seit Jahren tödtlichen Verdruß gemacht und das ganze Hauswesen durch seine Völlerey zerrüttet."

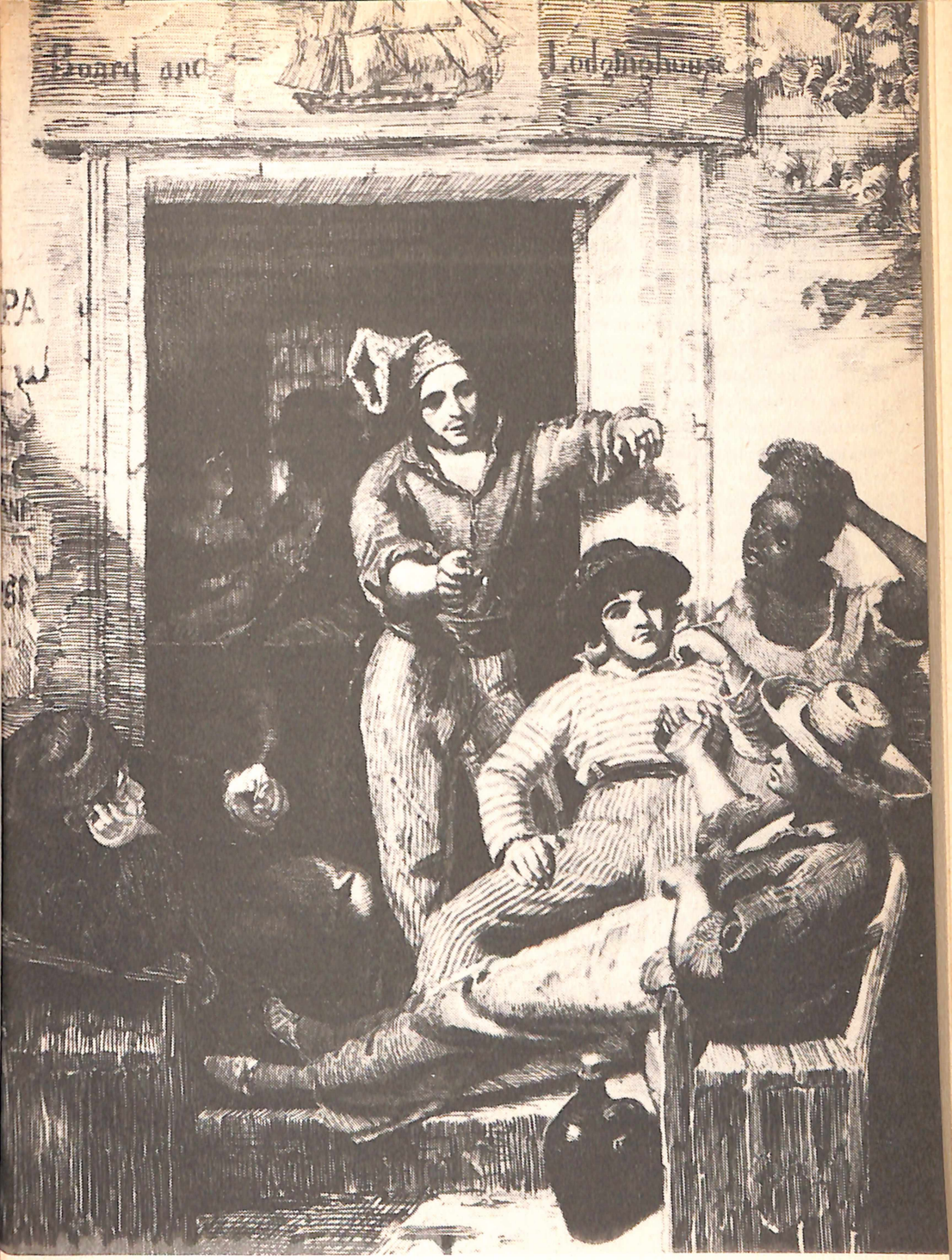
Am Ende ihres Briefes heißt es: "..., daß ich nicht allein sehr wünsche, sondern auch gehorsamst bitten muß, daß mein Ehemann vor der Hand wenigstens dort bleibe, wo er ist, da alles Angeloben der Besserung weder nicht einmal aufrichtig gemeint ist oder doch wenigstens gewiß nicht in Erfüllung gehen würde." Ihrer Bitte wurde vom Senat nicht stattgegeben und noch im gleichen Monat beschlossen, "die Verfügung zu treffen, daß der J. P. Plump nunmehr wieder vom Krankenhause entlassen werde." Seine Frau wurde zu einer "möglichst schonenden und vorsichtigen Begegnung" ermahnt und dem Plump mit Zuchthaus gedroht, "insofern er sich des Trinkens nicht enthalten sollte." Bereits ein Jahr später aber wurde vom Senat veranlaßt, "nunmehro den Plump bey angemessener Arbeit in das hiesige Zuchthaus setzen zu lassen, mit der Anzeige, daß er von dort ohne Wissen und Genehmigung des Rathes nicht zu entlassen sey." Im Rausch hatte er sich mit einem Brotmesser den Hals aufgeschlitzt.

Vom Bettler zum Trinker. Alkohol und Anomie des "Ordo Plebeius".

Der Hamburger Apotheker Th. Hasche schrieb in seinen Lebenserinnerungen: "Ich hatte in meinem Leben soviel schauderhaftes Elend durch den Branntwein gesehen, daß ich es für die Pflicht eines jeden Ehrenmannes und Menschenfreundes hielt, zu seiner Verdrängung nach Kräften beizutragen." (30) Die industrielle Massenherstellung des Branntweins führte zu einem Preissturz, der es den verarmten und zugewanderten Massen zum ersten Mal erlaubte, sich Alkohol und Rausch leisten zu können. Von Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts war der Preis von Branntwein um dreiviertel gesunken. Dies führte zu einem bis dahin unbekannten Ausmaß von Trunkenheit: aus Bettlern wurden Trinker. In "Branntweinpest" und "Bettelunwesen" drückte sich die gleiche soziale Katastrophe aus: die Entwurzelung der in die Stadt strömenden Landbevölkerung und die Auflösung ihrer Lebensformen. Im Juli 1842 erwähnt der "Hamburger Beobachter" unter der Rubrik "Hiesige Vorfälle" folgendes: "Ein bekannter Bettler und Trunkenbold, welcher am letzten Sonntagnachmittag mit ausgezogenen Beinkleidern in einer Allee beim Heiliggeistfelde lag und jedem vorübergehenden den Stummel seines abgenommenen Beines zeigte, ward mit einem Jahr Zuchthausstrafe belegt." (31)

Die Lokale

Trotz des und mit dem Branntwein fand der Hamburger Pöbel in den Kneipen und Trinkhallen einen Ort, an dem das Trinken die Form der Gemeinschaft hervorbrachte, die die Unterschichten in ihrem Elend brauchten. Die Trinkrituale des "Runden- und Zutrinkens" wurden mit dem Branntwein auf eine neue Grundlage gestellt.
Die Kneipe wurde zum Ort der Freundschaft und des Gesprächs, was ein Red-



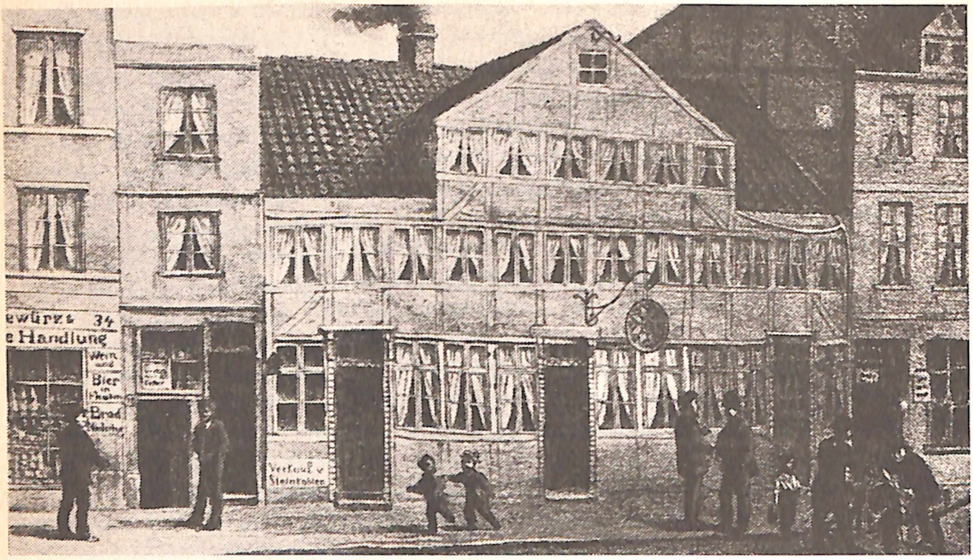
ner auf einer Versammlung des hamburgischen Vereins gegen das Branntweintrinken wider Willen verrät: "Ein Arbeiter ist abgerufen worden aus der Werkstatt, um ein Geschäft zu besorgen, er hat unterwegs einen Freund getroffen und mit den Worten: wir wollen einen trinken, begrüßen sich die Freunde, aber aus dem einen wurden, weil man sich viel zu erzählen, weil man sich fröhliche und traurige Dinge mitzutheilen hatte, zwei oder drei, die Fröhlichkeit nahm so zu, daß die Geschäfte in der Werkstatt vergessen sind." (32) Die Entspannung von der Arbeit, die in der Kneipe beim Trinken gesucht wurde, zeigt sich ebenso in einem Bericht der Zeitschrift des Mäßigkeitsvereins: "Zwei Quartiersleute, welche auf einem Ziehwagen drei Ballen Tabak für einen hiesigen Tabakshändler zu transportieren hatten, verfügten sich unterwegs in ein Schenklokal, um dort zu zechen, und ließen volle zwei Stunden lang den Wagen mit der Ware vor der Thüre stehen, ohne sich weiter darum zu kümmern und so vertieften sie sich in ihren Erholungsprozeß." (33) Von der Erholung in der Kneipe legt auch das Bild der Hamburger Matrosenkneipe ein Zeugnis ab. (siehe Abb.) Zugleich tritt an diesem Bild die plebejische Art Erfahrungen zu machen hervor: Das Zusammentreffen verschiedener Lebensformen und Kulturen zeigt den unmittelbaren, sinnlichen und kollektiven Erfahrungsmodus, der für diese Stände kennzeichnend war.
Wichtig wurde das Wirtshaus für die hamburgischen Unterschichten auch wegen der engen Wohnverhältnisse. Und für viele, die sich lediglich eine Bettstelle mieten konnten, war die Kneipe der einzige Aufenthaltsraum bei schlechtem Wetter. Wenn die 'Einlogierenden' dann nachts angetrunken an ihre Bettstellen gewankt kamen, entstanden immer wieder Streitigkeiten und Prügeleien. Welche Anziehungskraft die Kneipen besonders in den späten Abendstunden auf das Volk hatten, belegen die häufig erneuerten Polizeiverfügungen: "Abseiten der Polizey-Behörde wird hiemit zur Vermeidung aller Ungewißheit in Gemäßheit der früheren Verordnungen bekannt gemacht: 1. daß alle Schenken, Tanzsähle spätestens um 12 Uhr gänzlich geschlossen seyn müssen. 2. daß es hiezu nicht genügt, die Locale zu schließen, und nur keine neuen Gäste mehr aufzunehmen, sondern, daß um 12 Uhr die Gäste eingeladen werden müssen, sofort wegzugehen. Wenn einzelne oder mehrere Gäste sich alsdann der Aufforderung des Wirthes wegzugehen, widersetzen, so muß derselbe Polizeyofficianten oder Nachtwachen zu Hilfe rufen." (34)
Auch sprechen folgende Zahlen eine deutliche Sprache: Im Jahr 1840 wurden allein für das Stadtgebiet 1411 offiziell registrierte und besteuerte Schänken gezählt. Aus einem Schriftwechsel zwischen dem Rath der Stadt und den Hamburgischen Oberalten geht hervor, daß die tatsächliche Zahl weit höher lag, etwa bei 2000; d.h., daß in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts auf etwa 60 Einwohner eine Kneipe kam.
Die Zentren des Kneipenlebens lagen in den engen und verwinkelten Gängevierteln; zum einen in den sogenannten "Hamburger Abruzzen", dem Gebiet

zwischen Steinstraße und Meßberg, zum anderen in dem Viertel um den Großneumarkt. Neben den kleinen Ausschankbuden und Straßenverkaufsstellen gab es große Vergnügungslokale und Tanzsalons, von denen der in den "Hamburger Abruzzen" gelegene "Pferdestall" auch von Handwerkern und niederen Ständen besucht wurde. Ein Zeitgenosse schilderte das Leben in diesem Lokal: "Es ist heute der blaue Montag. Handwerksbursche, Hausknecht, Schiffer und Matrose, Everführer und Quartiersmann stehen an der Kasse zum Pferdestall. Nach dem Eintritt ist es notwendig, sich von der plötzlichen Blindheit zu erholen, welche den Gast beim Eintritt in den Salon befällt. Undurchdringlich ist der dicke Nebel, den der Dampf der Zigarren und Lampen rings herum verbreitet. Die Uhr ist elf. Man tanzt, raucht, lacht. Wohl sechs Paare drehen sich im Saale herum, dazwischen ein paar pausbackige Handwerksgesellen, wahrscheinlich weil Ebbe in ihren Taschen ist. Rühriger und regsamer werden die Gäste und an der Schenke stehen die Trinker dicht gedrängt." (35)

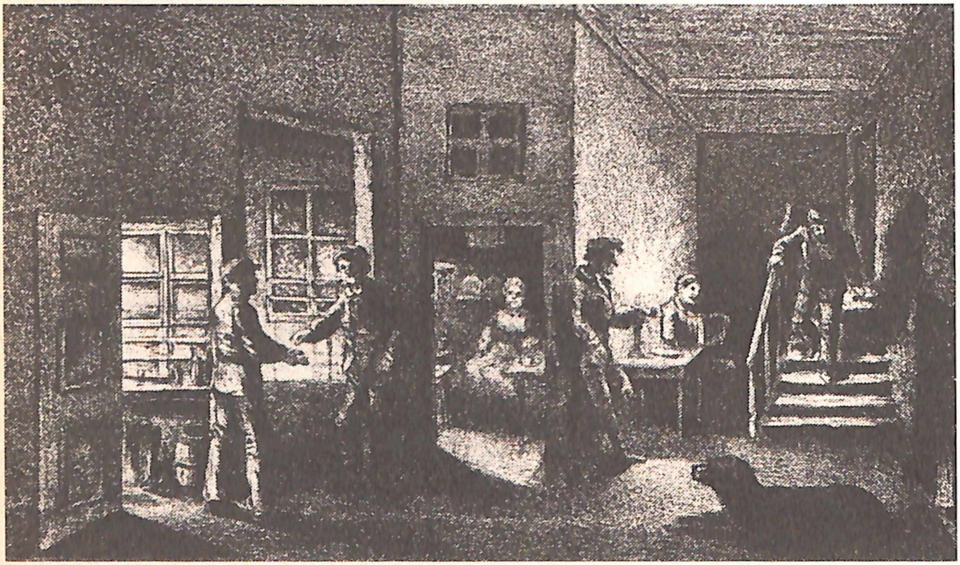
Ein Lokal ganz besonderer Art war der "Tiefe Keller" in der Nicolaistraße. Hier lebten die Ärmsten der Armen eng aufeinander; hier vereinigten sich die Lebensbedingungen der Armut mit der Kollektivität der Armen. Über die Menschen, die hier zusammenlebten und über deren Trinkgewohnheiten berichtete der Polizeichirurg Hauptfleisch: "Die Einwohner selbst bestanden sämtlich aus Herumtreibern und Bettlern, waren ohne Ausnahme große Säufer, deren manche täglich drei bis vier Flaschen Branntwein leeren konnten, und schon des Morgens um 5 Uhr zu trinken anfingen." (36)

Eine ausgetretene Treppe führte hinunter in den tiefen Keller. In der Vordiele, neben der Wohnung der Wirtin und ihrer Küche, wurden die Getränke ausgeschenkt. An die Schankstube schloß sich ein großer Raum an, das Wohn- und Speisezimmer. Von der Vordiele führte ein Gang zu einem Schlafraum mit Doppelbetten und Hängematten. Auf mehreren Ebenen darüber und darunter, über kleine Leitern und Stiegen zu erreichen, befanden sich weitere Schlafkabinen.

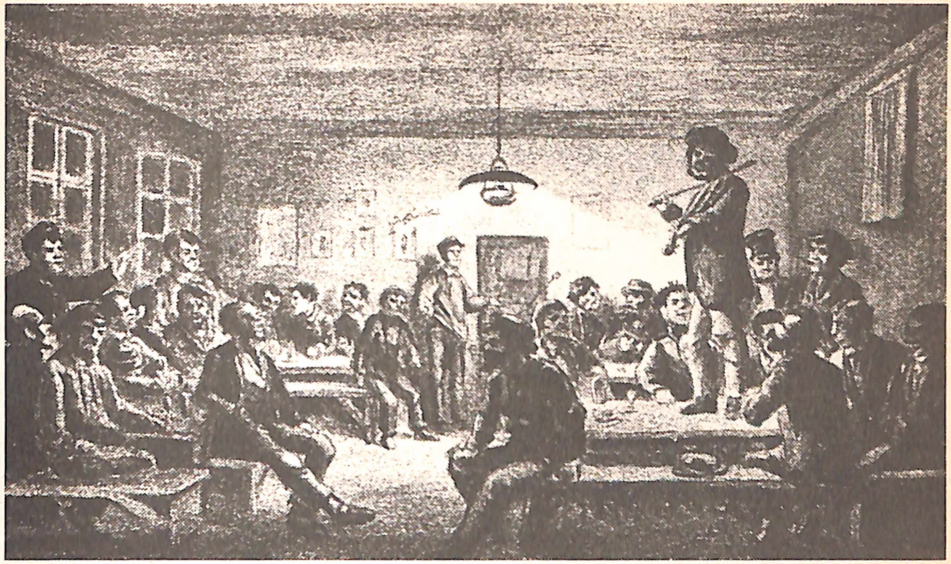
Der Unterschied zwischen den verschiedenartigen Gaststätten des Pöbels und den Herbergen der Handwerksgesellen bestand im Verhalten der Trinkenden sowie in der Funktion des Trinkens. Während die Trinkkultur der Zunftgesellen half, die Bruderschaft eines jeden Handwerks nach innen zu strukturieren und nach außen abzuschließen, war der Grundkonsens der Kneipenbesucher die Offenheit und Gleichheit untereinander. Das durch den Alkohol stimulierte Verhalten des Pöbels ließ Ansätze kommender Formen von Solidarität entstehen, die frei waren vom zünftischen Ehrbegriff. Die Trinkstuben lösten sich vom ständisch-korporativen Schankraum und entwickelten sich zum Gastgewerbe. Im Prozeß der "Kommerzialisierung der Gastfreundschaft" erhielten die Trinkrituale des "Zu- und Rundentrinkens" neue Formen und neuen Sinn. Sie setzten das Tauschprinzip, das zwischen dem Wirt und den Kunden herrschte, unter den Trinkenden zeitweise außer Kraft. (37)



Eingang zum tiefen Keller.

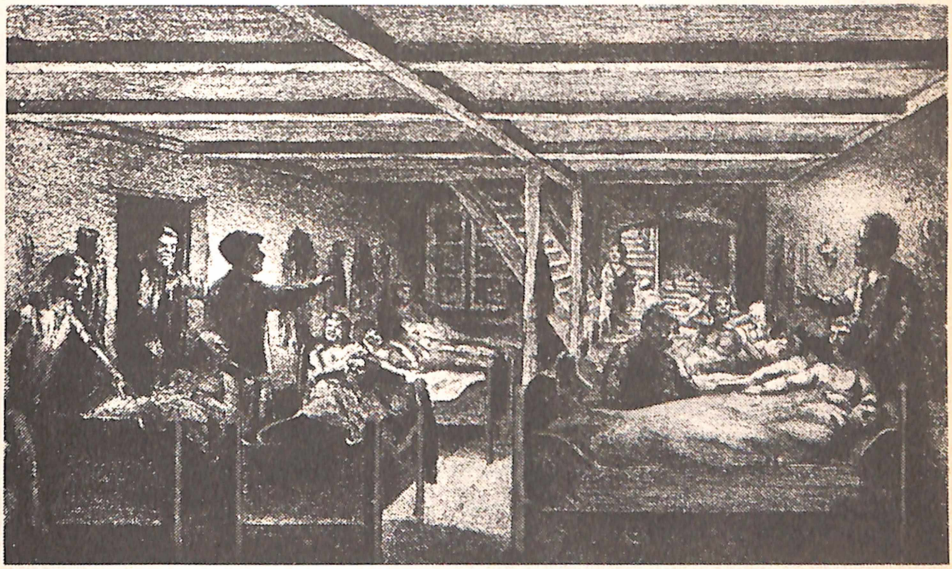


Vordiele.



Gaststube.

Nach einer Lithographie von Julius Schöpel.



Schlafraum.

Nach einer Lithographie von Julius Schöpel.

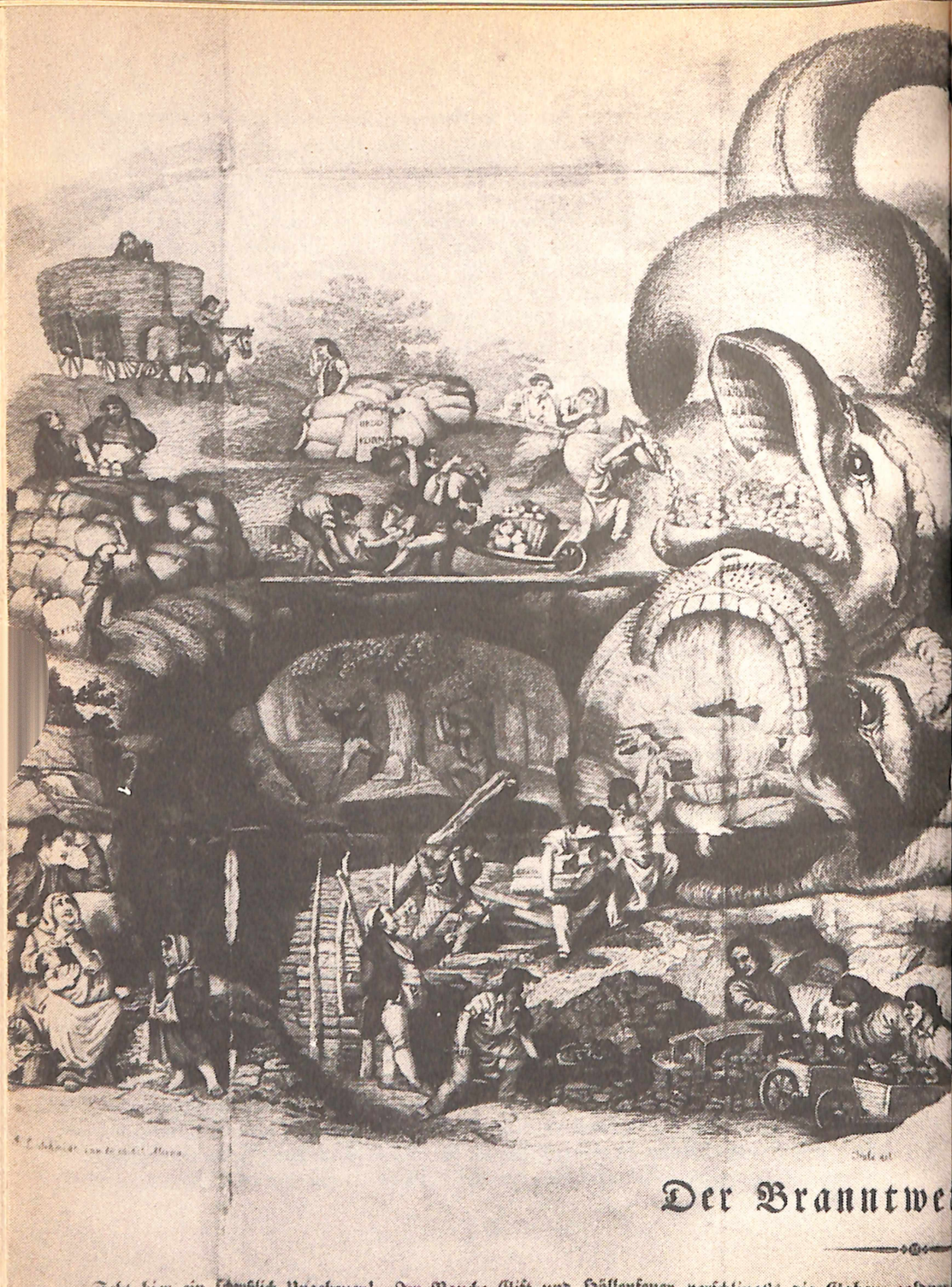
Die Feste

Wie das Trinken im Alltagsleben auf eine neue Grundlage gestellt wurde,so wandelten sich auch die nicht-alltäglichen Feste.Der Fastnachtsbrauch z.B. ist von den Zünften mit Umzügen durch die Straßen, Festmahl, Tanz und häufig mit der Aufführung eines Fastnachtspieles gefeiert worden. Wie diese in die Zunftgewohnheit eingebundene Form, Fastnacht zu feiern, sich auflöste, zeigt eine Schilderung aus dem Jahr 1850: "Das Bild, welches Hamburg namentlich an einem Fastnachtsabend gewährt, läßt uns den Hang des hamburgischen Volkscharakters zu einer derben und lärmenden Lustigkeit vollkommen erkennen. Da ist keine Kneipe, in welcher Arbeitsmann, Hausknecht, Geselle und Handwerker verkehrt, aus welcher nicht Musik ertönt, begleitet von rauhen und barschen Kehlen und die guten Leute glauben, nicht eher die Fastnacht würdig gefeiert zu haben bis der letzte Schilling aus ihren tiefen Taschen Abschied genommen hat."(38) Bei dem alten Brauch des Zimmerhandwerks, nach Fertigstellung des Dachstuhls ein Richtfest zu feiern, zeigte sich derselbe Wandel. Nach alter Zunfttradition stieg der Handwerker auf das Dach des Hauses und hielt eine meist gereimte Ansprache - den Zimmerspruch oder die Taufrede. Zum Schluß erhoben alle Versammelten, Hausherr, Gesellen und Meister die Gläser und tranken sich zu. Ein Artikel aus dem "Hamburger Beobachter" von 1843 läßt sowohl den Wandel, den das Verhältnis zwischen Hausbesitzer und Handwerker durchgemacht hatte, wie die neuen Verhaltensweisen der Bauarbeiter erkennen: "Der Unfug, welcher aus den sogenannten Richtschmausereien entsteht, nimmt fast täglich mehr überhand. Der veraltete, wirklich doch nur an einen Schlendrian gebundene Brauch, daß der Bauunternehmer den dabei beschäftigt gewesenen Bauarbeitern ein Fest gibt, wo natürlich das Getränk die Hauptrolle spielt,... Warum wenn denn durchaus gefeiert werden muß dies Toben und Lärmen, wodurch das Publikum belästigt, Völlerei und Skandal aller Arten herbeigeführt wird?" (39) Über den "rohen Volkshaufen", der bei einem Richtfest auftrat, wurde in einer anderen Zeitungsnotiz geklagt: "An einem Sonnabendabend im verflossenen Monat wurde an der Bleichenbrücke ein Haus gerichtet und dabei tüchtig poculiert, so tüchtig, daß sämtliche Arbeiter betrunken wurden, sich untereinander und dann vorübergehende Leute mißhandelten." (40)
Der Pöbel, der diese aus den Zunfttraditionen stammenden Feste nunmehr prägte, entdeckte während eines außergewöhnlichen Ereignisses seine eigene Art zu feiern. Die Katastrophe des Hamburger Brandes von 1842, der ein Drittel der Stadt in Schutt und Asche legte, wurde für die niederen Stände zum Fest. In diesen Tagen traten die Anomie des Pöbels, seine Unberechenbarkeit, sein expressiver Charakter und sein direktes Handeln deutlich hervor. In der Broschüre "Geschichte des Hamburger Brandes" gibt F. Sass eine Charakteristik des "ordo plebeius": "Im Hamburger Pöbel steckt ein wildes Thier und gibt sich die Gelegenheit, diese Hyäne, der nichts heilig, nichts

würdig ist, auf irgend eine Art zu entfesseln, dann raset sie furchtbar in ihrer Rohheit und wüthet in den entsetzlichsten Thaten. Der Hamburger Pöbel kennt keine Demuth, keine Unterwürfigkeit. Er ist stolz, roh, brutal und haßt die Reichen schon, weil sie reich sind. Er leidet nicht, daß man ihn irgendwie beschränke, irgendwie compromittiere, sogleich steht er auf, rottet sich wild zusammen und wagt das tollkühnste für seine Freiheit. Dann fällt es dem rasenden Volke ein, in Rotten vor das Rathaus zu ziehen, das Straßenpflaster aufzubrechen und die Fenster zu zerschmettern." (41)
Der "ordo plebeius", der von allen Anlässen zu feiern frei war und durch das Feuer nichts zu verlieren hatte, fand in dieser Katastrophe sein Fest: "Man sang Lieder, die man sonst nur in Zeiten und Augenblicken des Jubels hörte. Feinde und Freunde umarmten sich, küßten sich, stießen wie wahnsinnig mit den Champagnerflaschen zusammen, so daß diese zerbarsten und lachten, ohne zu wissen worüber, während der Weindurst immer mehr die Gesichter röthete." (42) Für einen Moment schien im Brand "La Fête révolutionaire" aufzulodern. "Mehrere Tage hindurch herrschte in der Stadt fast ungehindert die Vollendetste Anarchie, indem jene, von ihren Autoritäten abandoniert, geradezu dem Regimente eines raubenden und vandalischen Pöbels preisgegeben war." (43) Was dieser entbehrte, eignete er sich in direkter Aktion an. Wie in einer Hamburgischen Chronik berichtet, wurden die "vornehmen Geschäfte" geplündert und die Weinkeller aufgebrochen: "Die besoffene Menge zertrümmerte nun, in dem unbewußten Neide des Proletariers gegen die Besitzenden, was ihr durch Schönheit und Glanz auffällig vorkam: So im Pavillon und der Conditorei von Giovanoly am Jungfernstieg, wo aus dem Lokal allein 8000 Mark weggeschleppt und auf dem Gänsemarkt öffentlich unter die Bande verteilt wurden." (44) Und von den Plünderungen der Weinläden heißt es in der oben genannten Broschüre: "Die Weinfässer wurden mit dem Kolben, mit dem Hammer zerschlagen. Das edle Naß überströmte den Boden. Die ledernen Feuereimer, die Hüte wurden zum Becher, welchen man sich wild und wahnsinnig lärmend kredenzte." (45)
Einige aus den niederen Schichten ging den höchsten Genüssen nach und fanden dabei den Tod: "Als um 6 Uhr das eine Eckhaus anging, begrub es im Zusammensturz einen Haufen Gesindels, die im Keller Champagner aus Flaschen und Feuereimern zechten." (46)

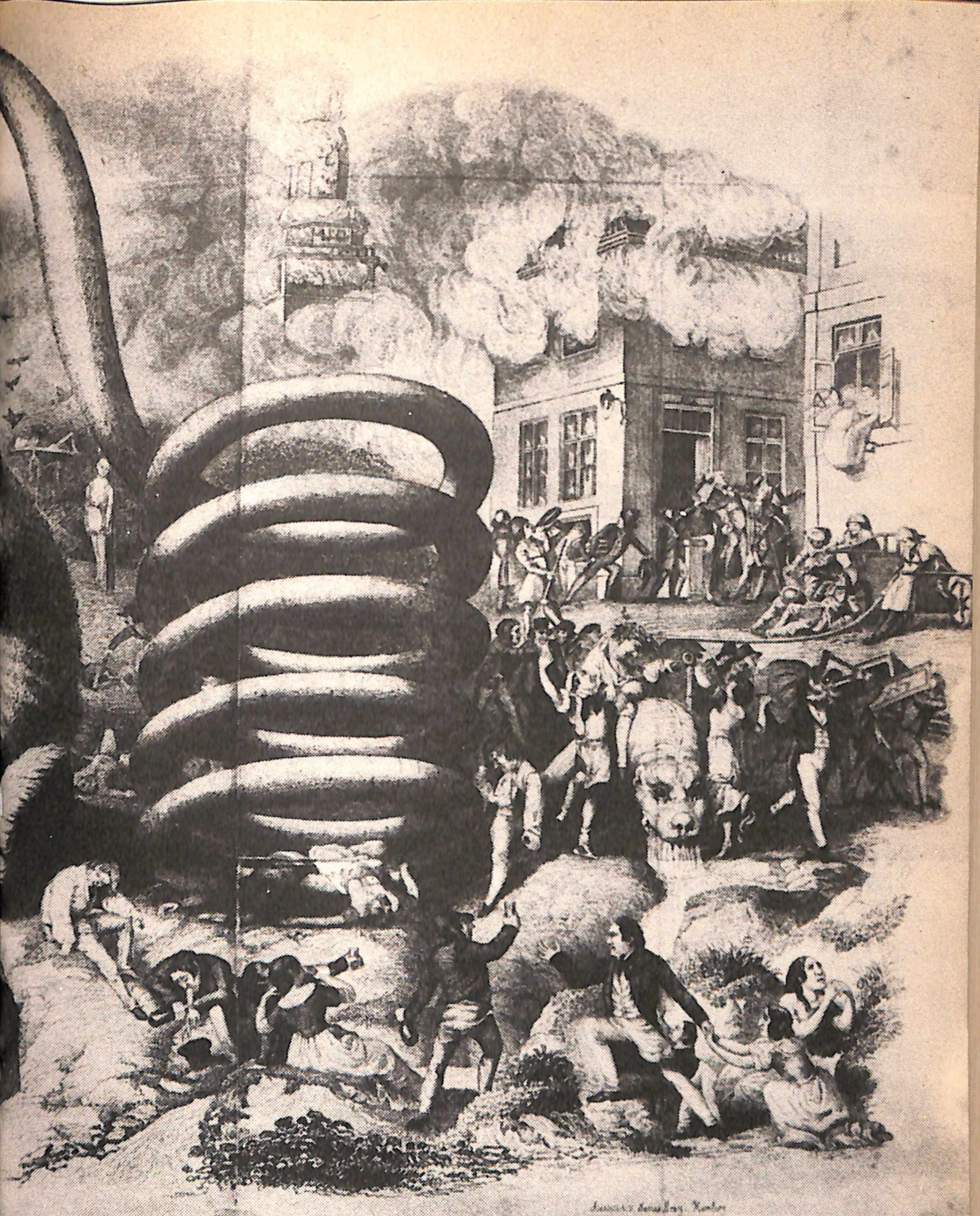
Alkohol und Arbeit

Im Zuge der Veränderung der Trinkgewohnheiten und der Verbreitung des neuen Getränkes dringt der Alkohol in die bisher nüchterne Arbeitswelt ein. Während die Handwerker lediglich in der arbeitsfreien Zeit und außerhalb der Werkstatt "ihr Bier" tranken, hatten die Arbeiter in den Manufakturen ihre Branntweinflasche stets griffbereit. Da die Gleichförmigkeit und stetige Intensität der neuen Arbeitsweise an den frühen Maschinen bei leicht be-



Der Branntwe

Seht hier ein scheußlich Ungeheuer! Im Bauche Gift und Höllenfeuer verschlingt's die Gaben goldner
des Menschen Leib und Seele krank, geußt Hader und Elend über das Haus, stößt Weib und Kin



Drache.

, Frucht, Brodkorn und den Stamm der Wälder. Es macht durch seinen Höllentrank
e Noth hinaus; sein Gifthauch schafft den Bettelstab, und oft ein Armensündergrab.

täubten Arbeitern besser durchgesetzt werden konnten, gingen einige Hamburger Fabrikanten dazu über, einen Teil des Lohnes in Schnapsrationen auszuzahlen. Mit zunehmender Arbeitsteilung und Mechanisierung zeigte sich aber, daß die Arbeitsnormen im betäubten Zustand nicht mehr erbracht werden konnten. Da die Subordination des Pöbels unter das Fabriksystem mit dem Alkohol nicht erreicht werden konnte, sondern im Gegenteil die Unbotmäßigkeit und Widersetzlichkeit des berauschten Pöbels zunahm, erließ der Senat 1841 das folgende Mandat: "Polizey - Verbot den Bau und anderen Arbeitern einen Abzug von ihrem Wochen- oder Tagelohn für spiritueuse Getränke zu machen und Schänken auf Bau- und Arbeitsplätzen zu halten; Den Aufsehern und Parlieren bei öffentlichen und Privat-Bauten wird hiemit auf das strengste untersagt, den ihnen untergeordneten Arbeitern bei Wirthen, Krügern und insonderheit bei Verkäufern von spiritueusen Getränken irgend einen Abzug von ihrem Wochen- oder Tagelohn zu machen. Kein Postenarbeitsmann darf eine Schenke für Arbeiter halten. Überhaupt sollen Schenken auf Bau- und Arbeitsplätzen nicht geduldet werden." (47) Während die hamburgische Obrigkeit gegen den Alkoholkonsum in der Arbeitszeit vorging, entwickelten die Arbeiter neue und eigene Bräuche des Trinkens, z.B. das Bouteilleurswesen: Die Bauarbeiter pflegten einen ihrer Mitarbeiter zum Bouteilleur zu ernennen, der von der Arbeit freigestellt wurde und für Getränke zu sorgen hatte. Gegen einen geringen Aufschlag verkaufte er diese auf der Baustelle und vom Gewinn wurden gemeinsame Trinkgelage finanziert. Offensichtlich standen diese Trinkgebräuche der Arbeitsdisziplin im Wege. Im Juli 1842 berichtete der "Hamburger Beobachter": "Der Bauunternehmer bei der Gertrudenkapelle machte folgende Anzeige: Ein Maurerarbeitsmann aus St. Georg habe in der obgedachten Kirche eine förmliche Branntweinschenke etabliert und, da dies endlich in ein wahres Saufgelage ausgeartet sey, habe Kläger ihm dies abzustellen und alles Getränk fortzuschaffen befohlen, worauf jener so impertinent geworden, das Kläger den Meister desselben ersucht, jenen abzulohnen, was auch geschehen sey. Aus Rache habe nun derselbe gesucht alle Arbeiter gegen ihre Meister aufzubringen." (48)

Rausch und Insubordination

Die Neigung der Unterschichten, sich den Anordnungen der hamburgischen Obrigkeit zu widersetzen, wurde durch den Alkoholrausch verstärkt und führte häufig zu offenem Widerstand gegen die Staatsgewalt. Da auch die städtischen Bediensteten dem Alkohol zusprachen und ihren Pflichten nicht mehr nachkommen konnten, sah sich der Senat veranlaßt, gegen das Branntweintrinken vorzugehen. Dieser Entschluß fand die Zustimmung der Hamburger Presse: "Mit Freude haben wir aus der Chronik des Tages bemerkt, daß die löbliche Polizey-Behörde bekannte Säufer und Personen, welche sich durch übermäßiges Trinken zum öffentlichen Scandal machten oder in diesem Zu-

stand auf der Straße liegend gefunden worden, mit größerer Strenge als früher bestraft." (49) Die Polizei hatte jedoch größte Schwierigkeiten, für die Durchsetzung der Beschlüsse zu sorgen, insbesondere was die Schlußzeiten der Gaststätten und die Einhaltung der Nachtruhe betraf. Dies läßt die bereits erwähnte Schilderung des Tanzsalon "Der Pferdestall" erkennen. Nach Mitternacht wurden die ersten Kontrollen durchgeführt, aber "die wohllöbliche Polizei wird nicht respectiert und ohne Ceremonien, die das Volk bei seinen Executionen nicht liebt, aus dem Saal hinausgeworfen. Die Bürgerwache des Steinthores rückt an, Gewehre blitzen im Tanzsaale, aber die guten Gardisten werden der Polizei nachgeschickt, und der Saal ist im Nu von diesen Ehrenmännern geräumt. Endlich vernimmt man abermals Waffengeklirr, die Thüre des Saales wird heftig aufgestoßen und diesmal gibt es keinen Spaß, es dringt Militär in den Saal. Jetzt erst hat das Volk Respect." (50) Die Haltung der Unterschichten, im Alkoholrausch die Autorität der Obrigkeit zu mißachten und dieser mit Gewalt entgegenzutreten, wird im folgenden Fall deutlich: "Am 15. dieses Monats ermahnte ein Polizey-Officiant einen Fuhrknecht und einen Arbeitsmann, die durch zuviel genossenen Branntwein dem Schlafe nahe waren, beim Fahren vorsichtig zu seyn, worauf dieselben sich gegen den Officianten höchst gemein ausdrückten. Kaum waren sie den Steinweg hinunter, so verloren sie den Bolzen. Der Officiant war ihnen behülflich, den Wagen wieder in Ordnung zu bringen, und so fuhren sie weiter, indes ließ der Officiant die Trunkenen nicht ausser Acht. Als die beiden Trunkenbolde noch eine Strecke weiter gekommen waren und rechts und links, was ihnen in den Weg kam, anfuhren, sah der Officiant sich genöthigt einzuschreiten. Beide fielen jetzt über den Mann her, der, da ihm augenblicklich Hülfe fehlte, unterliegen mußte. Selbst gegen die herbeigeholte Wache unterließen dieselben nicht zu freveln." (51)
Der folgende, von einer Hamburger Zeitung aus dem Jahre 1839 überlieferte Vorfall erzählt vom gewalttätigen Widerstand eines Arbeiters gegen seine Festnahme: "Am 29. ward auf Ansuchen einer in einem Hof wohnenden Frau deren Einlogierer, welcher in der Trunkenheit derselben Scandal gemacht und nach dem Rapport mehreres zerschlagen hatte, durch eine Militär-Patrouille arretiert. Bei seiner Verhaftung widersetzte sich derselbe und schlug unter anderem einem Soldaten sein Tschako ab, wodurch der Überzug über denselben riß. Als er auf dem Großneumarkt dem Gefangenenwärter übergeben ward, warf er sich zweimal nieder und ebenso hatte er es auf dem Transport versucht, wobei er einem Gefreiten in den Daumen biß und einen Soldaten mit irgendeinem Instrument, welches er versteckt bei sich gehabt und nachher weggeworfen haben muß, an der linken Hand verletzte." (52)
Die Belästigungen, die den Bürgern aus den Trinkgewohnheiten der städtischen Bediensteten erwachsen konnten, illustriert der Fall des Nachtwächtersergeanten Schellhorn. (53) Ende des Jahres 1831 erreichte den Rat der Stadt

ein Brief des Bürgers von Nohren, in welchem er sich über einen Nachtwächter beschwerte, der in angetrunkenem Zustand seine Frau belästigt habe: "Am letzten Sonntage Abend circa 10 1/2 Uhr ging ich mit meiner Ehefrau durch den Wandrahm zu meiner Wohnung, wir trennten uns gewisser Hausbedürfnisse wegen und da fiel der Nachtwachen Corporal meine Ehefrau, Dovenfleeth Ecke des Breitenhofes an, näherte sich ihr mit den Zischworten: "Scheri, Scheri" und bekam natürlich eine ungeneigte Erwiderung, ich stand in der Nähe, trat hinzu und es gab eine Versammlung der Nachbarn. Der Corporal gebot den Nachtwächtern mich zu arretieren, doch diese waren dazu zu vernünftig. Der Corporal war augenscheinlich betrunken." Die beiden Nachtwächter gaben in der anschließenden Untersuchung zu Bericht, der Sergeant Schellhorn habe "seinen Säbel nicht ordnungsgemäß umgehabt" und "sey betrunken gewesen." Es wurde eine "Conduiten-Liste" über die Führung und das Betragen des Nachtwächters Schellhorn angefertigt, aus der hervorging, daß er nicht zum erstenmal eine Bürgersfrau bedrängt hatte. Im Jahre 1827 wurde er wegen "verübten Unfugs gegen die Ehefrau des Bürgers Rump auf der Straße, nachts im Dienst mit 14 Tagen Arrest" bestraft. Auch wegen Trunkenheit im Dienst wurde er bereits mehrmals belangt, einmal, "weil er betrunken im Stadthaus vor dem Senator und Oberst Dammet" erschienen war. Später tauchte der Fall Schellhorn erneut auf: Er war bereits 16 Jahre im Dienst und empörte sich über Degradierung und schlechte Behandlung durch seine Vorgesetzten. Am ersten Mai wurde Schellhorn dann betrunken und halb entkleidet auf der Wache schlafend gefunden, neben ihm ein geladenes Gewehr. In der anschließenden Vernehmung sagte er aus: "Gestern Abend habe er die Wache Nr. 11 offen vorgefunden und sey hineingegangen und da er noch etwas Branntwein von geraumer Zeit her stehen gehabt, so habe er diesen ausgetrunken, wovon er ganz melancholisch geworden."

Der Hamburgische Verein gegen das Branntweintrinken

Die hamburgische "Patriotische Gesellschaft" nahm das Jubiläum der Armenanstalt zum Anlaß, nach englischem und amerikanischem Vorbild auch gegen den Alkohol anzukämpfen und einen Mäßigkeitsverein zu gründen. In den Statuten heißt es: In der festen Überzeugung, daß Trunkenheit eines der schändlichsten Laster sei und somit jede Ausrottung und Beschränkung derselben etwas Gott Wohlgefälliges, wie dem Staats- Kirchen und Hauswesen höchst Ersprießliches sei - in Erwägung ferner, daß besonders das Trinken jeder Art Branntwein es ist, wodurch in unserem Ort tausende ihre Gesundheit zerstören, Leib und Seele verderben, zu Müßiggang und Unzucht, zu Unfrieden, Jähzorn und groben Schandtaten verleitet werden, in Armut und Elend versinken, ... usw." (54) Allerdings stand das hanseatische Bürgertum nicht geschlossen hinter der Strategie der Mäßigkeitsvereine. Im "Hamburger Correspondent" erschien ein Ar-

tikel mit dem Fazit: "Die Entziehung der gewohnten Reizmittel ist also nachteilig, wenn man dem einen kein anderes substituiert." (55) Einzelne Ärzte wandten sich gegen die Mäßigkeitsbewegung und wiesen auf den Zusammenhang von Alkohol und Arbeit hin: "Abgesehen von dem Werth oder Unwerth der Mäßigkeitsvereine, so haben die Mitglieder derselben oder deren Verteidiger noch immer nicht den Gegenbeweis liefern können, daß der Branntwein, mäßig genossen, nicht allein nicht schade, sondern sogar, wie selbst Ärzte nachgewiesen, das Wohlbefinden derjenigen fördere, denen er zusagt, indem sie angewiesen sind, sich schwerer Arbeit zu unterziehen, und dabei schwere Kost zu geniessen." (56)
Und der Dichter und Weinhändler Wilhelm Hocker drückte seine Abneigung gegen die Abstinenzler aus, indem er zur Gründung eines "Europäischen Vereins für das Weintrinken" aufrief. In einem Gedicht spottete er über die Enthaltsamkeitsbewegung :

"Wollt ihr die Menschheit ganz vernichten,
Ist sie euch noch nicht flau genug?
Die Menschheit straft mit Hohngelächter
Euch und den Mäßigkeitsverein
Was soll der Zwang, warum den Armen
Entziehn die tröstende Tinktur?
Sein Festgedicht,sein Hochzeitscarmen,
Ist oft die Branntweinflasche nur." (57)

Der Verein gegen das Branntweintrinken war, wie offensichtlich, nicht eine Organisation, die aus der Initiative der dem Alkohol Zugetanen hervorgegangen war, sondern war eine Institution, die den Unterschichten im Sinne der "Wohltätigkeitspolitik" der Stadt verordnet wurde. Die bisherige Methode,die "bekannten Trunkenbolde" in Einrichtungen wie Armenanstalt oder Zuchthaus einzuweisen, hatte sich als unzureichend erwiesen, und wurde durch den moralischen und quasi-religiösen Propagandafeldzug erweitert. In den Versammlungen nötigten die Bürger den Arbeitern den Schwur ab, keinen Schluck Schnaps mehr zu trinken. Um einen Ersatz für das gesellige Leben in den Kneipen zu schaffen, entfalteten die Mitglieder ein reges Vereinsleben und gründeten Vereinsgaststätten, in denen kein Branntwein, wohl aber Bier in kleinen Mengen ausgeschenkt werden durfte. Die Zeitschrift des Vereins stellte dem Elend der Trunkenheit den Glanz der Enthaltsamkeit entgegen und diente der moralischen Stärkung der Bewegung. Das Vereinsleben sollte die Mitglieder zu einem gesellschaftlich anerkannten Lebenswandel führen und den Unterschichten die bürgerliche Moral nahebringen. Sehr beliebt in der Antialkoholpropaganda waren Bildergeschichten und Lehrgedichte, die den verhängnisvollen Weg vom ersten Schluck Korn bis zu Mord und Totschlag beschrieben und diesem das Wohl der Enthaltsamkeit entgegenstellten.
Trotz des hohen Anteils von Arbeitern prägte das Bürgertum das Vereinsleben.

Was dieses den Unterschichten anzubieten hatte, waren aber lediglich Entsagung und die Zumutung, sich der bürgerlichen Moral gemäß zu verhalten. Die Nüchternheit stand den Bedürfnissen der Arbeiter entgegen. Mit dem Alkohol verbanden sie, trotz Branntwein und trotz seiner möglichen sozialen Destruktivität, die Erinnerung an die außergewöhnlichen Feste, und sie erlebten im Rausch die Ansätze einer zukünftigen Solidarität. Indem die Arbeiter im Mangel den Rausch genießen konnten, indem sie in der Verelendung ein Lebenselement fanden, wurde der Alkohol zum festen Bestandteil ihres Alltagslebens. Die Überheblichkeit und Anmaßung der Alkoholfeinde war für den Pöbel eine Provokation, auf die er mit radikalen Mitteln antwortete. Der Alkohol setzte beim Plebs eine Energie frei, die sich dann nicht mehr nur gegen den Verein richtete; und er stimulierte ein Verhalten, das von "Mäßigkeit und Mäßigung weit entfernt" war.

Die Branntweinemeute

Als der Vorstand des Vereins gegen das Branntweintrinken am Montag, den 18. Januar 1841 eine öffentliche Versammlung im alten Johaneum abhalten wollte, wurde die Aula der Schule "Schauplatz eines wilden Bachanals". Im "Itzehoher Wochenblatt" - der Hamburger Senat hatte die Berichterstattung der Zensur unterworfen - erschien eine Schilderung der Ereignisse: "Am Morgen wurde schon überall als Gewißheit verkündet, es werde am Abend nicht ohne Unruhe abgehen. Schon um 5 Uhr begann das Volk sich vor dem Johaneum zu versammeln, und zwar in so großer Anzahl, daß um 6 Uhr an ein Hineinkommen gar nicht mehr zu denken war. Es begann einer vom Vorstand seine Rede an die versammelte Menge. Da aber sein Versuch Aufmerksamkeit zu gewinnen scheiterte, so begann ein anderer einen neuen Versuch, jedoch ebenfalls vergeblich, ebenso mißlang der Versuch eines dritten, indem man die Redner durch Tumult und Pfeifen unterbrach oder indem man aus der Masse den Kornbranntwein verteidigte und zur Unterdrückung des Kartoffelschnapses aufforderte. Bald darauf wurde nun der Tumult ein allgemeiner, und die Herren des Vorstandes suchten, geschützt von einigen Polizeiofficianten sich zu entfernen. Sodann wurden von den Unruhestiftern die Stühle und Bänke zerschlagen, die Orgel und das Katheder zertrümmert und dann sämmtliche Trümmer, sogar ein Fortepiano bei der Gerberstraße ins Fleet geworfen. Dieser Scandal, der abseiten der Polizeiofficianten ebensowenig gehindert werden konnte, wie von 18 dorthin beorderten Jägern unseres Bürgermilitärs, währte noch bis 12 Uhr nachts." (58)
Auf den Straßen vor dem Schulgebäude wurde der Aufruhr fortgesetzt. In einem Brief an den Senat beschwerte sich ein Bürger über den dabei erlittenen Schaden: "Bei dem Tumulte wurden bei mir mehrere Fensterscheiben eingeworfen. Nur mit Mühe konnte ich den Andrang des Pöbels abhalten, daß solcher nicht in mein Haus eindrang und mein Haus spolierte." (59)

Soweit vom Zensor für das Hamburger Pressewesen zugelassen, enthielten auch die hiesigen Zeitungen Berichte und Kommentare zum 18. Januar. So stellte sich ein Redakteur der "Hamburger Nachrichten" die Frage: "Wie aber haben viele der unteren Volksklassen die Maßregeln aufgenommen, durch welche man ihre Gesundheit, ihr Vermögen (sic! d.V.), ihre Sittlichkeit, und ihren Verstand vor neuen Gefahren bewahren wollte, die aus übermäßigem Genuß des Branntweins hervorgeht? Sie haben mit Pflastersteinen geredet, mit Pumpenstielen geeifert." (60)

Die Energie, mit der die Unterschichten "ihren" Branntwein verteidigten, und die Radikalität gegenüber den scheinbar wohlmeinenden Aufrufen der Abstinenzler lassen erkennen, wie stark das Alltagsleben des niederen Volkes vom Alkohol geprägt und wie wichtig ihnen der Rausch war. Am Abend des 18. Januar wurde in Hamburg ein Gedicht verteilt, das einige Motive des Pöbels anklingen läßt:

"Wir wollen ihn nicht haben,
Den Mäßigkeitsverein!
Mögt ihr auch wie die Raben
Euch heiser danach schrein.

Die Schlangenhaut muß glänzen
Durch Trug und falschen Schein
Vernünftige Tendenzen und
Mäßigkeitsverein

Denn fein der Hochmut gucket
Aus allem nur hervor
Der wahre Satan spucket
Und hält euch fest am Ohr.

Wir wollen ihn nicht haben
Den Mäßigkeitsverein,
Behalt die Liebesgaben
Für euch, für euch allein.

Wir wollen ihn nicht haben
Den Mäßigkeitsverein,
Wir wollen frei uns laben
Sei's Branntwein oder Wein.

Wir wollen sie nicht haben
Die Teufels Gaukelein
Ihr müßt euch heuchelnd laben,
Wir thun es frei,schenkt ein!" (61)

Bezeichnenderweise blieb die Branntweinemeute kein einzelner Vorfall; die Abstinenzler provozierten in den folgenden Jahren immer wieder heftige Reaktionen. Der Apotheker Th. Hasche, ein führendes Mitglied des hamburgischen Vereins, schreibt in seinen Lebenserinnerungen: "Im Sommer 1843 veranstaltete der Verein die festliche Ausfahrt nach Stade auf Einladung des dortigen Vereins. Bei der Rückkehr hier empfing uns ein gewaltiger Pöbelhaufen mit Schreien und Höhnen und vergriff sich sogar an Einzelnen. Uns hatte der Pöbel nicht geschreckt, und im nächsten Sommer, 1844, wurde eine zweite Ausfahrt veranstaltet. Bei der Rückkehr sahen wir wieder einen Pöbelhaufen auf uns warten." (62)
Der Wille der Unterschichten, an ihren Trinkgewohnheiten festzuhalten, prägte auch ihre Haltung und Handlungen bei der Gründung des "Europäischen Vereins für das Weintrinken". Die Ereignisse, die der Vereinsgründung folgten, weisen auf einen engen Zusammenhang von Trink- und Protestverhalten hin und zeigen, welche Protestformen der Alkohol stimulierte: "Am Freitag Abend hielt der Wein-Verein in der Belle-Alliance bei Eimsbüttel, auf holsteinischem Gebiet eine zahlreiche Versammlung, welche des Abends großentheil durch das Altonaer Thor zurückkehrte. Auf dem Zeughausmarkt in der Nähe der Thorwache hatte sich eine große Menschenmenge versammelt und empfing jeden heimkehrenden Wagen mit einem Hurrah-Ruf. Dabei blieb es aber nicht, man drängte, stieß und tobte und insultierte dabei die Thorwache. Der Posten-Commandant sah sich hierdurch veranlaßt, die Mannschaft unters Gewehr treten zu lassen. Der Pöbel eröffnete nun einen Steinregen gegen das Militär, welches sich in die Wache zurückziehen mußte. Bei dieser Gelegenheit erhielt ein Unteroffizier einen Messerstich in den Kopf und vier Soldaten Steinwürfe. Der so gedrängte Polizeicommandant ließ nun einen Mann vortreten und blind feuern. Dies verfehlte seine Wirkung nicht. Der Pöbel zog sich eiligst von der Wache zurück. Aber auf dem neuen Steinweg wurden einige Laternen und die Fenster des Ladens eines Bäckers eingeworfen. Am folgenden Abend hatte sich abermals eine große Menschenmenge auf dem Zeughausmarkt versammelt. Das Hurrah-Rufen hatte sich erneuert und da die wiederholten Aufforderungen der Polizeibeamten mit Steinwürfen erwidert, auch wiederum mehrere Laternen zertrümmert wurden, schritt das Militär energisch ein." (63)

Schluß

Während Trunkenheit durch Alkohol eine im Mittelalter wie in der Neuzeit gleichermaßen weit verbreitete Erscheinung war, veränderte sich die Einstellung zum Rausch im Prozeß der Zivilisation erheblich.
Im Mittelalter war das Bier noch neben dem Brot Hauptnahrungsmittel und Angetrunkensein war ein normaler Zustand. Feste wurden mit vielfältigen Trinkzeremonien gefeiert und endeten gewöhnlich im völligen Rausch aller.

Nicht selten fanden sie in Kirchen statt und hatten fast sakralen Charakter. Diese ungehemmte Haltung zum Alkohol wich im Gefolge der Reformation einer gebrochenen.
Nunmehr galt der Rausch als abnorm und widernatürlich. So beklagten sich die Sittenschilderer und Chronisten über die unmoralischen Trinkgewohnheiten der Bauern und Handwerker. Im 19. Jahrhundert wurden die wankenden Gestalten und die im Rinnstein sich wälzenden Betrunkenen gleichermaßen beklagt, doch hatte der Alkohol im Zeitalter der Reformation noch eine andere Bedeutung als in der Phase der industriellen Revolution. Inzwischen hatte sich der hochprozentige Branntwein durchgesetzt und in den Zentren der gesellschaftlichen Umwälzung, den Städten, hatte sich ein neues Element gebildet, der Pöbel. Dieser gab sich in seinem Elend ganz dem Branntwein und dem Rausch hin. Gleichzeitig lebten in den Zünften die mittelalterlichen Trinkrituale weiter. Wie das leichte Bier dem zünftigen und ehrbaren Verhalten der Gesellen, so entsprach der starke Branntwein dem maß- und haltlosen Auftreten, der Anomie des "ordo plebeius". Bier und Branntwein stimulierten jeweils die Eigenschaften und Verhaltensweisen, die beide Gruppen auszeichneten.
In ihren Revolten gegen die städtische Ordnung wurden die hamburgischen Pöbelhaufen von den Kräften des Rausches getrieben. In der Erfahrung dieser kollektiven Aktionen scheint die Solidarität des sich bildenden Proletariats antizipiert.
Der Alkoholgenuß des Proletariats bildet das nächste Kapitel in der Geschichte des Trinkens. In der Arbeiterkultur entstanden neue Trinksitten und erhielten als Rituale neue Bedeutung. Wie tief Alkohol und Kneipe in der proletarischen Kultur und Mentalität verankert waren, zeigen folgende Bemerkungen von Karl Kautsky: "Für den Proletarier bedeutet in Deutschland der Verzicht auf den Alkohol den Verzicht auf jedes gesellige Beisammensein überhaupt" und: "Ohne Wirtshaus gibt es für den deutschen Proletarier nicht bloß kein geselliges, sondern auch kein politisches Leben".(64)

Anmerkungen

(1) s. Art.: "trinken" in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. Hanns Bächtold-Stäubli, Bd. VIII, Berlin, Leipzig 1936/37, Sp. 1150-1165
(2) Grotjahn, A.: Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung und Verbreitung, Leipzig 1898, S.17
(3) Schivelbusch, W.: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft, München 1980, S.165
(4) Engels, F.: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, MEW Bd. 2, S.331
(5) Roberts, J.S.: Der Alkohlkonsum der deutschen Arbeiter im 19. Jh., in: Geschichte und Gesellschaft, 6. Jg. (1980) H. 2, S.222
(6) Schivelbusch, a.a.O., S.164
(7) Griesheim, L.v.: Verbesserte und vermehrte Auflage des Tractates: Die Stadt Hamburg in ihren politischen, öconomischen und sittlichen Zustande, Hamburg 1760
(8) Schrader, Th.F.: Das merkantilische Hamburg. Geschäft, Geschäftsleute und Geschäftsleben, Hamburg 1838, S. 48
(9) Griesheim, a.a.O., S.230
(10) Vollständige Einrichtungen der Hamburgischen Armen-Anstalt, hrsg. vom Armen-Collegio Hamburg 1788ff., Bd. IV, S.66
(11) Sammlung hamburgischer Verordnungen, hrsg. v. C. D. Anderson, Hamburg 1783ff., Bd. 2, S. 341
(12) Rambach, J.J.: Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg, Hamburg 1801, S. 154
(13) Generalreglement, revidiertes, für die Hamburgischen Ämter und Bruderschaften, Hamburg 1840, § 59
(14) Fehring, M.: Sitte und Brauch der Tischler unter besonderer Berücksichtigung hamburgischer Quellen, Hamburg 1921, S.102
(15) ebd., S. 161
(16) Generalreglement für die Hamburgischen Ämter und Bruderschaften, Hamburg 1834
(17) Protocoll-mäßige Geschichtserzehlung die zwischen den Meistern und Gesellen des hiesigen Tischler-Amptes vorgefallenen Händel betreffend, Hamburg 1750, S.14
(18) "Extractus Protocolli Senatus Hamburgensis" vom 21. Oct. 1795, StA Hamburg, Akte Cl XI Spec. Lit. S. No.7 Vol. Ia Fasc. 2
(19) "Extractus Protocolli Senatus Hamburgensis" vom 10. Dec. 1779, StA Hamburg, Akte Cl XI Spec. Lit. T. No.1 Vol. 4
(20) Laufenberg, H.: Hamburg und sein Proletariat im 18. Jh., Hamburg 1910, S. 114
(21) Möglichst specielles und richtiges Tagebuch von dem, was in den unruhigen Tagen in Hamburg im Monat August 1791 vorging, Hbg. 1791, S. 6
(22) ebd., S.10
(23) Unparteiische und deutliche Beschreibung der in Hamburg entstandenen Handwerksunruhen, Hamburg 1791, S.7
(24) Günther, J.A.: Über den Aufstand der Handwerksgesellen zum Hamburg im August 1791 nebst einigen Reflexionen, Frankfurt, Leipzig 1792, S.21
(25) Unparteiische Beschreibung, a.a.O., S.8
(26) Der Aufstand in Hamburg. Nach einer zuverlässigen Nachricht von einem Hamburger Studierenden komisch in Verse gesetzt, Leipzig 1791, S.6
(27) Der Schuster und der Candidat. Eine Antwort auf die Schrift, betitel Der Aufstand in Hamburg, von einem Hamburger Schustergesellen, Altona 1791
(28) Der Hamburger Beobachter Nr.3 vom 19.Jan.1339
(29) StA Hamburg, Akte Plump, Polizeibehörde Kriminalwesen C, Jahrgang 1811 Nr.535
(30) Hasche, Th.: Das Leben eines Hamburger Apothekers. Neu bearb. u. hrsg. v. R. Hauenschild-Thiessen, Hamburg 1981, S.77
(31) Der Hamburger Beobachter Nr.28 vom 9.Juli 1842

(32) Blätter des Hamburgischen Vereins gegen das Branntweintrinken Nr.15 vom 1.Aug.1843
(33) Blätter des Hamburgischen Vereins gegen das Branntweintrinken Nr.11 vom 1.Juni 1844
(34) Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit der Wiederbefreyung, hrsg. v. J.M. Lappenberg, Hamburg 1815ff., Bd.14, S.242
(35) Heßlein, B.: Hamburgs berühmt berüchtigte Häuser, Hamburg 1850, S.117
(36) Fricke, J.C.G.: Geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg, Hamburg 1831, S.26
(37) Schivelbusch, a.a.O., S.201
(38) Heßlein, a.a.O., S.181
(39) Hamburger Beobachter Nr.5 vom 4.Feb.1843
(40) Hamburger Beobachter Nr.14 vom 15.Juli 1843
(41) Sass, F.: Geschichte des Hamburger Brandes mit Wünschen für das neue Hamburg, Leipzig 1842, S.15
(42) ebd., S.15
(43) Gallois, J.G.: Hamburgische Chronik von den ältesten Zeiten bis auf die Jetztzeit, Hamburg 1861, Bd. IV, S.935
(44) ebd.
(45) Sass, a.a.O., S.17
(46) Gallois, a.a.O., S.921
(47) Sammlung der Verordnungen..., a.a.O., Bd.16, Jan.1841
(48) Hamburger Beobachter, Juli 1842
(49) Hamburger Beobachter Nr.48, 1843
(50) Heßlein, a.a.O., S.117
(51) Hamburger Beobachter Nr. 48 vom 26. Nov.1842
(52) Hamburger Beobachter Nr. 7 vom 16.Feb.1839
(53) StA Hamburg, Akte Schellhorn Polizeibehörde Kriminalwesen C, Jahrgang 1832, No.188
(54) Stubbe, Ch.: Hamburg und der Branntwein. Die ältere Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung in Hamburg, Berlin 1911, S.31
(55) Hamburger Correspondent vom 2.Juli 1842
(56) Schamilie, A.v.: Die Friedensfahne. Worte der Vernunft und der Erfahrung, Hamburg 1847, S.7
(57) Hocker, W.: Dithyrambus gegen die Mäßigkeitsvereine, Hamburg o.J.
(58) Itzehoher Wochenblatt Nr.5, Jahrgang 1841
(59) StA Hamburg, Akte Senat Medizinalwesen Cl VII Lit. L.b Nr.23a Vol. 37a-b
(60) Hamburger Nachrichten vom 15.Feb.1841
(61) Itzehoher Wochenblatt Nr. 5, Jahrgang 1841
(62) Hasche, a.a.O., S.37
(63) Der Freischütz Nr. 37 vom 16.Sept.1843
(64) Kautsky, Karl: Der Alkoholismus und seine Bekämpfung (Artikelserie in "Die Neue Zeit", 9.Jg., 2. Bd., 1891, zit. nach Schivelbusch, a.a.O., S. 177 bzw. 178

Arbeit und Philosophie

Symposium über philosophische Probleme des Arbeitsbegriffs

Peter Damerow
Peter Furth
Wolfgang Lefèvre (Hrsg.)

256 Seiten, 29,— DM, ISBN 3-88663-504-X

Im Zentrum aller Beiträge dieses Bandes stehen die Grundlagenproblematik der Sozialwissenschaften und die philosophischen Voraussetzungen und Konsequenzen einer Lösungsperspektive dieser Problematik. Anders als in den Naturwissenschaften gibt es in den Sozialwissenschaften bei allem Fortschritt in der Untersuchung konkreter Fragestellungen bislang auch nicht annäherungsweise einen Konsens darüber, welche grundlegenden Begriffe geeignet sind, einen allgemeinen Rahmen zu bilden, in den sich die speziellen Theorien der Teildisziplinen und Arbeitsbereiche einfügen. Dennoch ist die Philosophie für die Einzelwissenschaften nicht irrelevant geworden. Denn in der Grundlagenreflexion der Einzelwissenschaften wie in ihrer interdisziplinären Kooperation stellen sich Probleme, für deren Bearbeitung die philosophische Tradition immer noch die leistungsfähigsten Mittel und Ansätze zur Verfügung stellt.

Vor diesem Hintergrund versuchen die Beiträge durch eine philosophische Analyse des Arbeitsbegriffs eine theoretische Basis zu gewinnen, auf der die Schwierigkeiten und Aporien des derzeit in den Sozialwissenschaften dominierenden handlungstheoretischen Paradigmas bearbeitbar werden.

Aus dem Inhalt

— Arbeit und der Vernunftbegriff der Philosophie
— Zur Diskussion handlungstheoretischer Grundbegriffe: Poeisis, Praxis, Arbeit
— Die Bedeutung des Arbeitsbegriffs für eine Theorie der Geschichte
— Arbeit, Reproduktion, Entwicklung
— Wissenschaft als »allgemeine Arbeit«
— Arbeit und Grundlagenprobleme der Gesellschaftstheorie
— Zwischen Klugheit und Kalkül: Kriterien der rationalen Handlung
— Die doppelte Entfremdung: Zur Problematik der modernen Zeichentechnologien
— Thesen zur nicht-anthropozentrischen Arbeit
— Wird die Arbeit aufgehoben werden?
— Sozialistische Reproduktion und Revisionismus
— Die Bedeutung des Hegelschen Arbeitsbegriffs für die Gegenwart

Mit Beiträgen von

Andreas Arndt, Jens Brockmeier, Peter Damerow, Peter Furth, Wolfgang Lefèvre, Wolfgang Maiers, Johannes Rohbeck;
Wilhelm Raimund Beyer, Remo Bodei, Harald Boehme, Miodrag Cekić, Wim van Dooren, Johannes Ehrhardt, Peter Günter, Radomir Lukić, Solange Mercier-Josa, Horst Müller, Sonja Petrović-Lazarević, Rainer Piepmeier, Wolfgang Schirmacher.

Germinal Verlagsges. mbH * Friederikastr. 38 * D-4630 Bochum 1

Manfred Liebel

DIE ARBEIT KANN UNS GESTOHLEN BLEIBEN. HISTORISCHE SKIZZEN ZUR ARBEITSLUST BEI JUGENDLICHEN

Heute ist vielfach die Rede davon, daß unter Jugendlichen kaum noch Freude an der Arbeit aufkomme. Die traditionelle Fixierung auf Arbeit zeige "erste Risse" (Guggenberger 1982, 77), die straffe, eine rigide Arbeitsteilung ermöglichende Arbeitsmoral sei an vielen Stellen brüchig geworden.
Solche Rede könnte den, wie mir scheint, falschen Eindruck vermitteln, die "Fixierung auf Arbeit" sei bis in die jüngste Zeit unter Jugendlichen eine Selbstverständlichkeit gewesen. An einigen Beispielen will ich zeigen, daß dies keineswegs der Fall war.
Schon immer gab es Jugendliche (1), die sich der moralischen Verpflichtung zu regelmäßiger Lohnarbeit entzogen. In den Annalen der organisierten Arbeiterbewegung ist von ihnen kaum die Rede. Unter Berliner Arbeiterjugendlichen, die außerhalb der Arbeiterorganisationen standen, lautete Ende der 20er Jahre ein beliebtes Lied:

> "Meister, jib uns die Papiere,
> Meister, jib uns unser Jeld,
> denn das Stempeln ist uns lieber
> als das Schuften auf der Welt."
> (vgl. Lessing/Liebel 1981, 80)

Schon in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg nahm ein in Hamburg tätiger Pastor einen Typus von Jugendlichen wahr, von dem er sagt: Er "steht am liebsten müßig am Markte (...), er hat eine leidenschaftliche Abneigung gegen die Ordnung; darum haßt er die Regelmäßigkeit, ebenso alles Schöne und ganz besonders die Arbeit. zumal die geordnete, regelmäßige Pflichterfüllung." (Schultz 1912, 8)
Der Pastor bezeichnet diesen Typus von Jugendlichen als "Halbstarke".(2) Im Gegensatz zum "gelernten, jugendlichen Arbeiter", zum "jungen Kaufmann" und zum "Gymnasiasten" rechnet er den "Halbstarken" zur "verkommenen Großstadtjugend".
Schon in der Schule falle er "durch Trägheit, Unordnung, bösen Willen und Ungezogenheit" auf (Schultz 1912, 16).
"Der jugendliche Halbstarke, als Feind der Ordnung, haßt jede Disziplin, hat absolut kein Verständnis für das, was gelehrt wird. Es macht dem Schlingel die größte Freude, den Unterricht zu stören, oftmals durch hinterlistige, geradezu rohe Taten, und er zeigt sich auch hier fast begabt. Er weiß beinahe schlau die Grenze inne zu halten, um nicht der Zwangserziehung, die er dem Wesen nach genau kennt, zu verfallen. Ehrgefühl kennt er absolut nicht; an seine Ehre zu

appellieren, wäre in der Schule geradezu unmöglich. Mit fast höhnischem, süffisantem Lächeln sitzt er da und läßt alles über sich ergehen in der unbewußten oder bewußten Wahrheit: 'Haue dauern nicht lange, und Schelte tun nicht weh.'(...) Die größte Schwierigkeit macht der jugendliche Halbstarke seinen Lehrern besonders durch das sogenannte 'Schullaufen' oder Schwänzen oder wie es genannt wird." (Schultz 1912, 17)
Den Lehrern sei wahrlich nachzufühlen, wie sehr sie unter diesen Jugendlichen leiden müßten, wo doch "all ihr Arbeiten, all ihr Strafen, ja all ihr Lieben umsonst ist" (ebd.). Die Jugendlichen hingegen seien dabei "meistens kreuzfidel" (ebd. 29).
Hätte einer ausnahmsweise nach der Schule mal eine Lehrstelle angetreten, so müsse ihn der Meister schon nach wenigen Wochen wieder wegschicken "wegen völliger Unzuverlässigkeit, wegen unglaublicher Trägheit, wegen unausgesetzten Unfuges, oder wenn der Meister ihn nicht schnell genug an die Luft gesetzt hat, ist unser Brit (3) schon vorher fortgelaufen." (ebd. 29f.). Selbst die Arbeit als Laufjunge verlange "zu viel Regelmäßigkeit und Ordnung".
"Auch hier hält er nicht aus, er treibt sich herum, das ist der ganze Inhalt seines Daseins, und er wird, so jung er ist, höchstens Gelegenheitsarbeiter in des Wortes ganzer Bedeutung, der bei Gelegenheit, das heißt, wenn es ihm paßt, und wenn gerade diese Arbeit ihm zusagt, und so lange er Lust hat, einmal arbeitet. Sonst kann er tagelang, wochenlang auf der Straße umherbummeln..." (ebd. 30) (4)
Sobald diese Jugendlichen, wenn es ihnen gerade passe oder wenn "die Not gar zu groß" sei, mal eine Arbeit annähmen, sei es bestenfalls eine "Zigeunerarbeit (!, M.L.), bei der alle Regelmässigkeit und Genauigkeit ausgeschlossen ist" (ebd. 31). Bei den geringsten Anlässen gäben sie dann "in unbegreiflichem Leichtsinn (...) den sicheren Verdienst wieder auf" (ebd.).
Dem Pastor ist "unerklärlich, wovon die Bande eigentlich lebt" (ebd.). Da es ihm nur in ganz seltenen Fällen geglückt sei, "sie an ihre Pflicht zu fesseln", bleibt ihm "ein Rätsel, wie diese Jungen selber durchsetzen, was wir alle nicht für sie tun können" (ebd. 32). Sie leben weiter und sind zum Verdruß ihrer Erzieher noch "kreuzfidel" dabei.

Zerfallsgeschichten der Arbeitsmoral

Aus den Beispielen läßt sich ablesen, daß die Arbeitsmoral nicht erst heute "erste Risse" (Guggenberger) zeigt. Gerade unter Jugendlichen hatte sie lange schon einen schweren Stand.
Die Bereitschaft, sich den Bedingungen der Industriearbeit zu unterziehen, mußte in einem jahrhundertelangen Erziehungs- und Gewöhnungsprozeß den Menschen erst eingepflanzt werden. Erinnert sei daran, daß noch im 19. Jahrhundert vom Land vertriebene Arbeiter an Maschinen gekettet wurden, damit sie nicht wegliefen. Die für die industrielle Lohnarbeit geforderten Tugenden

entstanden nicht von selbst, sondern sind das Produkt eines lang dauernden und breit gefächerten Prozesses der Sozialdisziplinierung, der nicht selten mit Gewalt verbunden war und viel Blut gekostet hat.
"Noch im 18. Jahrhundert war (Industrie-)Arbeit eine Plage, der man zumindest wünschte, sich entziehen zu können. Wohl nicht zufällig tauchte in diesem Zusammenhang die Vorstellung auf, daß Faulheit (als Nicht-Industrie-Arbeit) Lust bereite. Und wohl nicht zufällig wird direkt folgend 'Langeweile' zum modischen Alltagsbegriff - immer mit erhobenem pädagogischen Zeigefinger. Langeweile - das ist die verheißene Strafe für Faulheit. Langeweile - das ist die Drohung, die erwartete Lust werde zur Unlust. Und mit keiner Zeile wird erwähnt, daß Langeweile des Fetisch Arbeit in der freien Zeit bedarf; also der Vorstellung, daß Arbeit Lust bereite." (Rammstedt 1982, 201) Arbeiten zu gehen, wurde mit der Zeit quasi zur Selbstverständlichkeit.
"Wenn - wie im Falle der Arbeit - die Gewohnheitsbildung jahrtausendelang durch Sitte, Religion und Gesetz normiert worden ist, dann erscheint zuletzt die Gewohnheit als ethische Norm, dann münden die vielen, im Laufe der Zeiten den verschiedensten Motivquellen entsprungenen Bäche in den breiten, nur noch langsam sich windenden Strom eines 'Normalempfindens', das sich durch seine bloße Existenz selber rechtfertigt." (de Man 1927, 176)
Es kommt dann nur schwer noch in den Blick, daß die Auffassung, die Arbeit habe im Zentrum des Lebens zu stehen und bilde den Schlüssel für gesellschaftliche Anerkennung, erst eine "Errungenschaft" der bürgerlichen Gesellschaft ist. Sie hat den unermüdlich die Zeit nutzenden, fleißigen Menschen zur Leitfigur und die Arbeit zum Ethos werden lassen. Danach gilt: "Wer nichts arbeitet, ist nichts wert. Wer in der Arbeitsgesellschaft lebt, ohne zu arbeiten, ist ein randständiger Parasit, kein nützliches Glied der Gesellschaft. (...) Wer wirklich etwas ist, hat zu arbeiten unentwegt." (Guggenberger 1982, 66)
Nicht zu arbeiten wird "nicht nur als Torheit, sondern als eine Art von Pflichtvergessenheit behandelt" (Weber 1965, 42) und mit Verachtung oder schärferen Sanktionen bestraft.
Nur schwer noch in den Blick kommt auch, daß die Arbeitsbereitschaft nicht quasi automatisch zur Selbstverständlichkeit wird, sondern mit jeder Generation erneuert werden muß. "Und zwar um so mehr, als die unter dem Kapitalismus aufgewachsenen Generationen nicht im Schmelztiegel des Arbeitslebens geformt, sondern nach einer langen Zeit des Heranwachsens, während der sie in Reserve gehalten werden, sozusagen von außen her in die Arbeit hineingestoßen werden." (Braverman 1977, 110)
Gelingt es unter diesen Umständen nicht, den Jugendlichen rechtzeitig die Pflicht zur Arbeit im Gewissen zu verankern, droht die Gefahr, daß sie "auf andere Gedanken" kommen. Erinnert sei beispielsweise daran, wie zu Beginn unseres Jahrhunderts in der Jugendpflege der aufkeimende "Freiheitsdrang der schulentlassenen Jugend" bekämpft werden sollte: um der "Neigung, sich in

ungebundener Weise zu ergeben", entgegenzuwirken, sei der Jugend "der Sinn ihrer eigenen Arbeit und die Bedeutung und Notwendigkeit der mannigfaltigen Berufe für das große Ganze zu erschließen." (Jugendpflegeerlaß vom 18. Januar 1911)

Auch Pastor Schulz verdient es, an dieser Stelle noch einmal zu Wort zu kommen. Etwa um dieselbe Zeit, als der zitierte Jugendpflegeerlaß verkündet wurde, zeigt er sich außerordentlich besorgt, daß der bei seinen "Halbstarken" angetroffene "Haß gegen die Arbeit", die vollkommen fehlende Bereitschaft, "irgendwelche regelmäßige Arbeit zu tun" (Schultz 1912, 13), Schule machen könnte.

"Diese Halbstarken ... bilden den Mob, sind eine furchtbare, grauenerregende Macht, zumal im großstädtischen Leben; ein Schlamm, der immer mehr nach unten sinkt, und wenn das soziale Leben in ruhigen Gleisen fortfließt, sich am Boden der Gesellschaft festsetzt. Wehe, wenn ein reiner Mensch in diesen Morast hineingetreten ist, wie leicht kann er dann hineingezogen werden und ersticken, noch mehr wehe, wenn etwa durch eine Revolution, vielleicht auch nur durch einen Generalstreik oder durch große politische Erregungen das soziale Leben erschüttert wird, dann kommt dieser Schlamm nach oben und ist von furchtbarer Wirkung." (33f.)

Dieser Mob wirke "vergiftend, verpestend, viel schlimmer, als alle ansteckenden Seuchen" (34). Sexuell seien "diese Leute fast alle pervers, natürlich mit furchtbaren venerischen Krankheiten behaftet" (34). Sie seien "geistig, sittlich und körperlich degeneriert" (34) und dazu "noch von einer großen raffinierten Schlauheit" und "Geschicklichkeit" (35). Wer kein "Menschenkenner" sei, werde "von diesen Lumpen in schlimmster Weise hintergangen" (35). Deshalb sei es die "Pflicht des Staates, gegen diese furchtbaren Elemente einzuschreiten; wenn der Staat weiter hier gleichgültig bleibt, so duldet er seine allerschlimmsten Feinde." (34)

Die Angst des Pastors muß erheblich gewesen sein. Bemerkenswert ist, daß er die fehlende Arbeitsbereitschaft als bewußte Feindschaft gegenüber "der Ordnung, d.h. der Gesellschaft, der Konvention, des sozialen Lebens, des Gesetzes" (33) deutet, zumal manchmal noch "Phrasen von Anarchismus usw." hinzukämen (33). Und daß er ohne Arbeitsmoral ein ungezügeltes, "perverses" Triebleben befürchtet. Schließlich, daß gerade dieses Triebleben auf die "reinen" arbeitsamen Menschen ansteckender als alle Seuchen wirke. Die Bilder von Schlamm und Morast können, worauf Theweleit in seinen Freikorps-Studien (1977) aufmerksam macht, als angstvolle Sorge vor einer Triebüberflutung verstanden werden.

Auch in späteren Studien über die "Halbstarken" und "Straßenjugendlichen" der späten 50er und frühen 60er Jahre lassen sich solche Bilder und Zusammenhänge finden. Kaiser (1959) führt das "berufliche Scheitern so vieler 'halbstarker' Avantgardisten", d.h. ihre fehlende Arbeitsbereitschaft, darauf zu-

rück, daß ihre Eltern der "unmittelbaren Triebbefriedigung" zu wenig Einhalt geboten hätten.
"Diese Jugendlichen haben den Triebverzicht nicht genügend gelernt und geübt. Daher rekrutieren sie sich so zahlreich aus den Erfolglosen, den Unterprivilegierten ... Daher werden sie auffällig. Ihr eigenes Bemühen um Triebverzicht mißglückt. Sie bleiben seelisch verkümmert und primitiv oder fallen zurück in die 'De-Zivilisation'." (Kaiser 1959, 208)
Im frühzeitig zu erlernenden und notfalls zu erzwingenden Triebverzicht sieht Kaiser nicht nur eine unverzichtbare Voraussetzung für die Entwicklung der Arbeitsbereitschaft, sondern auch für das "Rechtsbewußtsein".
"Denn jeder Triebverzicht kann mit der Wendung der Aggressionen gegen das eigene Ich zur dynamischen Quelle des Gewissens werden, jeder neue Verzicht dessen Strenge und Intoleranz steigern. Wird aber der Triebverzicht nicht gelernt und geübt, so werden auch Gewissensausbildung und somit Vertiefung des Unrechts- und Schuldbewußtseins vernachlässigt. Die Unterschiede von Recht und Unrecht, Gut und Böse verwischen sich, werden uninteressant." (Kaiser 1959, 215)
Eine andere Autorin gibt wenige Jahre später eine ähnliche Deutung des (männlichen) "Straßenjugendlichen". Diese Jugendlichen seien hinter der zu erwartenden Reife zurückgeblieben.
"Das Triebleben beeinflußt ihre Gesamtpersönlichkeit richtunggebend und führt eine Entgleisung der geordneten Lebensführung herbei. Anstatt zu versuchen, Probleme und Konflikte bewußt zu formulieren und zu verarbeiten, suchen sie fast ausschließlich den Weg über das Gefühl und steigern sich in rauschhafte Augenblickszustände, die bis zu primitiven Exzessen der Gewalt, des Sexus und des Alkohols führen können. Es fehlt ihnen weiter der Ernst des Willens, der Verantwortung gegenüber dem Mitmenschen und sich selbst, weil nichts da ist, was ihnen letztlich wichtig wäre... Die Großzahl der Jugendlichen ist im Stadium des Lustprinzips - das heißt der unmittelbaren Befriedigung der jeweiligen Bedürfnisse, im Gegensatz zum Realitätsprinzip, das durch Versagung gekennzeichnet ist - steckengeblieben." (Bernasconi 1962, 16)
Arbeitsfähigkeit, beruflicher Erfolg setzt demnach eine bestimmte Reife voraus, die in rechtzeitig gelerntem Triebverzicht gründet. Arbeit im hier gemeinten Sinn ist eine weitgehend geregelte Tätigkeit, die von den Arbeitenden ein erhebliches Maß an Bereitschaft erfordert, sich den gegebenen Arbeitsbedingungen und -regeln zu fügen. Diese Bereitschaft soll in der Schule, die ihrerseits weitgehend geregelt ist, eingeübt werden. Für spontanes, lustbetontes Handeln ist in diesem Arbeitszusammenhang kein Raum; deshalb wird auch so stark betont, daß es auf regelmäßiges Arbeiten und nicht ein Arbeiten aus Lust und Laune ankomme.
Eine solche Arbeit kann für den Arbeitenden nicht selbst zum Vergnügen werden. Sie muß deshalb damit legitimiert werden, daß sie nur so und nicht anders

möglich ist, weil sonst der Wunsch nach einer anderen vergnüglichen Arbeit nicht mehr abzuweisen wäre. So wird gesagt:
"Jede Arbeit bedeutet Unterordnung des Arbeitenden unter einen entfernten Zweck, der als Notwendigkeit empfunden wird; infolgedessen bedeutet sie auch den Verzicht auf die Freiheit und die Genüsse der Gegenwart um des künftigen Vorteils willen... Die hedonistische Auffassung, als ob Arbeit durch die von ihrem sozialen Zweck losgelöste, instinktbefriedigende Tätigkeit jemals vollkommene Arbeitsfreude bringen könnte, ist somit ein psychologischer Widersinn. Das letzte und schwierigste Problem der Arbeitsfreude ist vielmehr, wie alle... bei der Arbeit möglichen Lustgefühle zu wahrem Glück gesteigert und integriert werden können, indem sie von der höchsten aller Freuden, der Freude an der Pflichterfüllung, gekrönt werden." (de Man 1927, 183f.)
Um die zu Recht befürchtete "Arbeitsunlust in die höhere Form der Arbeitsfreude als glückbringende Pflichterfüllung zu verwandeln" (ebd., 185), bedarf es einer entsprechenden Moral. Da die Freude an der Arbeit, zynisch auch "Arbeitslust" genannt, nicht aus der Arbeit selbst entstehen kann, muß sie vorab ideologisch mit der höheren Weihe einer besonderen Moral geheiligt werden. Würde das nicht geschehen, würden die Menschen auf diese Art von Arbeit pfeifen und sich anderen eher vergnüglichen Tätigkeiten widmen.
Die Aneignung der Arbeitsmoral ist ein Akt der Disziplinierung und der Selbstdisziplinierung. Sie bedeutet, die Bereitschaft zu entwickeln, aus scheinbar eigenem Antrieb eine Arbeit zu verrichten, die in erster Linie Opfer und Versagungen mit sich bringt. Gelingt es, die Arbeitsmoral zu verinnerlichen, so ist der äußere unmittelbare Zwang entbehrlich, um die Menschen zum Arbeiten zu veranlassen.
Gelingt die Verinnerlichung der Arbeitsmoral nicht, so besteht nicht nur die Gefahr, daß die Menschen sich ohne die unbefriedigende Arbeit einen "schönen Lenz" machen, sondern daß ihre "Moral" überhaupt flöten geht. Sie könnten auf eine Lebensführung zurückgreifen, die nicht im Sinne der bestehenden Ordnung geordnet und geregelt ist. Wer weiß, was dann in Zeiten politischer "Erregung" (Schultz) an lustbetonter Produktivität freigesetzt würde... Beispiele gibt's ja aus den Geburtsstunden a l l e r Revolutionen.
Beispiele gibt's auch aus dem alltäglichen Leben der Jugendlichen, bei denen schlicht und einfach die Arbeitsmoral deshalb nicht greift, weil die Diskrepanz zur Art und Form der ihnen aufgenötigten Arbeit zu groß ist, weil der alltägliche Arbeitsfrust auch mit der schönsten Moral und mit Zukunftsversprechen nicht mehr zu kompensieren ist. Auch hier vermittelt uns der Kriminologe Kaiser einen Einblick:
"Die 'halbstarken' Hilfsarbeiter und Lehrlinge... finden im Berufsleben nur sehr begrenzte Möglichkeiten der Entscheidungsfreiheit. Deshalb suchen sie nach weiteren Gelegenheiten. Nirgendwo erfahren sie jedoch das Freiheitserlebnis so durchsichtig und vollkommen wie in der Entscheidung zum s i n n l o s e n

Tun, dem 'Halbstarken'-Exzeß, zumal das Glücksgefühl bei Befriedigung einer wilden, vom Ich ungebändigten Triebregung unvergleichlich intensiver als das bei Sättigung eines gezähmten Triebes ist. Nicht das: 'Ich denke, oder zweifle, also bin ich', sondern das: 'Ich handle, also bin ich', reißt den 'Halbstärken' aus dem täglichen Gleichmaß, aus seiner Unzufriedenheit heraus." (Kaiser 1959, 191f.)
Was dem Kriminologen hier als sinnlos erscheint, wird ja für die Jugendlichen durchaus einen Sinn ergeben haben. Noch in Kaisers distanzierender Beschreibung bleibt erkennbar, daß das, was den Jugendlichen Glücksgefühl und Befriedigung vermittelt, nicht irgendein Nichts-Tun, sondern eine bestimmte Tätigkeit ist, die auf eigener Entscheidung beruht und ein Freiheitserlebnis vermittelt.
Der 'halbstarke' Junge weiß zwar vielleicht "nicht genau, was er an Vergnügungen haben will, aber er weiß, daß er seinen Spaß haben und sein eigener, unumschränkter Herr sein will, das zu tun, was er als 'Spaß' betrachtet" (v. Trotha 1974, 69).
Die sprichwörtliche Vergnügungssucht dieser Jugendlichen mag dazu beitragen, eine Arbeit, die wenig Entfaltungs- und Befriedigungschancen läßt, besser zu ertragen, und sie mag auch, wie v. Trotha vermutet, "die Unsicherheit ihrer Arbeitssituation, ihr prekäres Verhältnis zu Krankheiten und Gesundheit, ihr Ausgeliefertsein gegenüber unkontrollierbaren Kräften" (70) ausdrücken. Sie enthält jedoch auch Visionen eines besseren, weniger eingeschränkten und geregelten Lebens.

Entwicklungslinien im Kampf um die Arbeitsfreude

Habe ich bisher mit verschiedenen Belegen der Legende widersprochen, die Arbeitsmoral sei erst in den letzten Jahren bei Jugendlichen in die Krise gekommen, will ich nunmehr die jeweils vorherrschenden Tendenzen im Verhältnis der Jugendlichen zur Lohnarbeit darstellen und nach den jeweils maßgeblichen Gründen fragen.(5)
Bis zum Ersten Weltkrieg wuchs in Deutschland unter den Jugendlichen der Anteil derer, denen eine geregelte Berufsarbeit Aussicht auf eine gewisse Selbständigkeit versprach. Die lebensgeschichtliche Integration in den Arbeitsprozeß verlief zwar nicht ohne Komplikationen, Brüche und Opfer, aber der sich entfaltenden kapitalistischen Industriegesellschaft gelang es im wesentlichen, die große Masse der Jugendlichen an die industriellen Arbeitsprozesse heranzuführen und sie für die meisten Jugendlichen zu einem akzeptierten und wesentlichen Bestandteil ihres Selbstverständnisses werden zu lassen.
In diese Zeit fielen die Geburtsstunden der Arbeiterjugend als eines selbstbewußten Teils der den sozialen Fortschritt verkörpernden Arbeiterbewegung. Die ersten Organisationen der Arbeiterjugend entstanden und definierten ihr politi-

sches Selbstverständnis im wesentlichen über ihre neu erlangte Selbständigkeit und gesellschaftliche Bedeutung als aktiver Teil der arbeitenden Klasse. Die Scheidelinie zur ebenfalls in dieser Zeit entstehenden bürgerlichen Jugendbewegung war durch die Tatsache bestimmt, daß die einen arbeiteten und die anderen eben nicht. Arbeit hatte für die meisten Arbeiterjugendlichen tatsächlich einen vorwiegend positiven Bedeutungsgehalt, sie war Bedingung einer neuen Selbständigkeit und eines neuen Selbstbewußtseins.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war das soziale Elend so groß, waren die Beschäftigungsmöglichkeiten so ungewiß und die Reallöhne so stark schwankend, daß eine auf der Arbeitsleistung aufbauende Lebensplanung in den meisten Arbeiterfamilien praktisch ausgeschlossen war. "Man kann die deutschen Arbeiter in diesen Jahren nicht mehr als moderne industrielle Arbeiter hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit im Produktionsprozeß bezeichnen." (Kuczynski 1966, 180) Verglichen mit den Arbeits- und Lebensverhältnissen englischer und amerikanischer Arbeiter sollen sie in dieser Zeit "Wesen eigener Art" (Kuczynski) gewesen sein. Während des Inflationsjahres 1923 erreichte die Ungewißheit der Lebenschancen, die Angst vor der Zukunft einen vorläufigen Höhepunkt. (6)

So ist es nicht verwunderlich, daß auch unter den Arbeiterjugendlichen während der Nachkriegskrise das Arbeitsethos bereits tiefere Einbrüche erfuhr. "Überall ertönt der Ruf nach Pflege des Berufs- und Arbeitsgedankens", lesen wir in einer Schrift von 1926, die der noch "berufs- und arbeitsfreudigen Jugend" gewidmet ist. (Bues 1926, 5) In einer Befragung von ungelernten Jungarbeitern, von Handwerks-, Industrie- und Angestellten - Lehrlingen aus dem Januar 1925 wird konstatiert, "daß an allen Lust und Freude auslösenden Berufserlebnissen die Handwerkslehrlinge als einzige der vier Gruppen beteiligt sind. Die Möglichkeit, im Berufe Arbeiten nach eigenem Geschmack herstellen zu können, ein Umstand, der vielen Lehrlingen Freude bereitet, finden wir in dieser Untersuchung nur in handwerklichen Berufen." (Bues 1926, 24) "Mannigfach" seien "die unlustbetonten Empfindungen der Jugendlichen im Hinblick auf ihre Zukunft" gewesen (Bues 1926, 117).

Die ab 1924 einsetzende Rationalisierung bewirkte gravierende Veränderungen der Arbeitsorganisation, entqualifizierte weiter die Arbeitsprozesse und entwertete die Arbeitskraft. "Neben der Aufstellung neuer Maschinen wurden zahlreiche Veränderungen im Produktionsprozeß vorgenommen, die zu einer Intensivierung des Arbeitsprozesses beitrugen. Der Intensivierungsprozeß war so brutal, daß auf der einen Seite zwar die Arbeitsleistung - natürlich auch in Verbindung mit der Aufstellung von mehr und besserer Maschinerie - steil aufstieg, auf der anderen Seite aber die Existenz der Arbeiterklasse als solche rücksichtslos aufs Spiel gesetzt wurde." (Kuczynski 1966, 202f.) In der hierdurch bedingten verschärften Konkurrenz um die Arbeitsplätze waren die Jugendlichen noch bis zu einem gewissen Grad im Vorteil gegenüber den er-

wachsenen Arbeitern, da sie als Verkörperung neuer, von der technologischen Entwicklung geforderter Arbeitstugenden fungierten und ihre Arbeitskraft weniger Reproduktionskosten erforderte.
Spätestens jedoch mit der großen Krise Ende der zwanziger Jahre geriet das Arbeitsethos auch bei der Arbeiterjugend in breitem Ausmaß in die Krise. Der wesentliche Grund ist darin zu sehen, daß erstmals auch eine relevante Zahl von Jugendlichen als Arbeitslose aus dem Arbeitsprozeß ausgegrenzt wurde. Nicht ohne Grund wurde der "Freiwillige Arbeitsdienst" 1931 vor allem mit Blick auf die Jugendlichen eingeführt. Seine Verfechter machten nie einen Hehl daraus, daß sie in ihm eine Erziehungsinstitution sahen, die dem Verfall der Arbeitsmoral unter den Jugendlichen entgegenwirken sollte (vgl. Lessing/ Liebel 1980).
Die relativ große Resonanz des Arbeitsdienstes unter den arbeitslosen Jugendlichen kann nicht allein auf den Druck und die Drohungen zurückgeführt werden, die die staatlichen Behörden damals auf die Jugendlichen ausübten, indem sie ihnen jede materielle Hilfe außerhalb des Arbeitsdienstes verweigerten. Unter den Jugendlichen selbst war das Bewußtsein, zu einem anerkannten gesellschaftlichen Leben gehöre die Arbeit, noch immer relativ gefestigt. Doch aus den vehementer werdenden Appellen, sich dem Arbeitsdienst nicht zu entziehen, läßt sich zumindest andeutungsweise ablesen, daß die Arbeitsmoral zu bröckeln begann. Auch in den Arbeitsdienstlagern kam es zu Widerstandshandlungen.
Die unter Jugendlichen verbreitete Arbeitslosigkeit in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hat deshalb nicht zu einem weiteren Verfall der Arbeitsmoral bei den Jugendlichen geführt, weil sie zeitweise in die Wiederaufbau - Euphorie der "neuen Gesellschaft" der Bundesrepublik eingebunden werden konnte. Für viele Jugendliche wurde die Hoffnung leitend, mithilfe von Arbeitsleistungen ein besseres Leben zu erreichen. Das machte sich weniger fest an einer Identifikation mit der Arbeit, sondern an dem relativ schnell wachsenden Entgelt für die Arbeitsleistung und die mitwachsenden Konsummöglichkeiten. Die kontinuierlich steigenden Warenangebote vermittelten vielen Jugendlichen den Eindruck, ausreichende Selbstbestätigung zu erlangen.
Schelsky sieht eine "Grundeinstellung" der Jugend dieser Zeit darin, daß sie "den teilhaften Aspekt der Arbeit im Lebensganzen realisiert, ihre bloße Zweck- und Mittelhaftigkeit für Lebensziele und -bereiche, die außerhalb der Arbeit liegen, betont, ihre Notwendigkeit dafür fraglos anerkennt, aber auch die Grenzen des Bereichs Arbeit gegenüber den anderen Lebensbereichen gewahrt wissen will... Arbeit und Arbeitsgefüge werden als Mittel, aber nicht als Ort der Selbstbehauptung, als der normale Weg zur Erfüllung der Lebenswünsche angesehen, die aber nicht vorwiegend in der Berufstätigkeit selbst liegen" (Schelsky 1963, 208f.).
Die Selbstbehauptung und -bestätigung der meisten Jugendlichen in den 50er

Jahren erfolgte nicht mehr über die Arbeit selbst, sondern über die mithilfe des Lohns ermöglichten Konsumchancen. Das ist der Sinn der spätestens Ende der 50er Jahre aufkommenden Rede von der "Freizeitgesellschaft". In ihr wird bei aller Ideologisierung der vermeintlich neuen Freiheitsspielräume die Ahnung wach, daß das Arbeitsethos unter Jugendlichen nicht ohne weiteres wieder aktiviert werden konnte. Es mußten Ersatzangebote geschaffen werden, die, vermittelt über wachsende Reallöhne und eingeschränkte Arbeitszeit, die Bereitschaft zur kontinuierlichen Verausgabung der Arbeitskraft nicht einschlafen ließen.

Die Jugendlichen wurden im wesentlichen in den Arbeitsprozeß über das Versprechen integriert, durch mehr Leistung und entsprechende Hinnahme der gegebenen Arbeitsbedingungen zu mehr Einkommen zu gelangen. Das Einkommen entschädigte gewissermaßen für die Entsagungen im Arbeitsprozeß selbst. Dies funktionierte so lange, wie tatsächlich für alle, die arbeiten und "mehr verdienen" wollten, Arbeitsplätze zur Verfügung standen und die Arbeit mit einem Reallohnzuwachs verbunden blieb. Dies gilt in etwa bis Mitte der 60er Jahre.

Schon gegen Ende der 50er Jahre wurde freilich sichtbar, daß die Integration in den Arbeitsprozeß unter dem Gesichtspunkt besserer Verdienstmöglichkeiten einige Probleme mit sich brachte. Ein wachsender Teil von Jugendlichen war nicht länger daran interessiert, den Umweg über "bessere" Bildungsabschlüsse zu gehen. Ihnen ging es allein ums "schnelle Geld", und nichts sprach dafür, daß sie wesentlich bessere Verdienstmöglichkeiten erwerben würden, wenn sie einige Jahre länger die Schulbank drückten. Mit der vorwiegend übers Geld stimulierten Arbeitsmotivation drohte die Bildungsmotivation auf der Strecke zu bleiben.

Noch die weitestgehend rationalisierte kapitalistische Industrieproduktion ist auf ein Minimum an allgemeinen Bildungsvoraussetzungen und arbeitsbezogenen Qualifikationen angewiesen. Gerade da sie, im Unterschied zur handwerklichen Produktion, nur zu einem Bruchteil im Arbeitsprozeß selbst erworben werden können, bleibt das Interesse an schulischen Bildungsabschlüssen erst einmal unverzichtbar. In den 60er Jahren wird deshalb gegengesteuert und der Versuch unternommen, unter den Heranwachsenden das Interesse an schulischen Bildungsangeboten wieder zu steigern.

Die seit Ende der 60er Jahre propagierte Bildungswerbung zeigt in weiten Teilen der Jugend tatsächlich Wirkung. Noch nie hatten in Deutschland so viele Jugendliche so lange Zeit ihres Lebens die Schule besucht, wie in den ersten Jahren des 7. Jahrzehnts. Die damit verbundenen und stimulierten Hoffnungen stießen jedoch noch in den 70er Jahren auf eine deutliche Grenze und führten zu einer breiten Ernüchterung unter den Jugendlichen. Die Grenze bestand darin, daß den erworbenen Bildungsabschlüssen kaum entsprechend qualifizierte Arbeitsplätze auf dem Fuß folgten. Mehr noch: mit der Mitte der 70er

Jahre sichtbar werdenden Wirtschaftskrise wurden die Beschäftigungschancen von Jugendlichen überhaupt gefährdet und die Jugendlichen wurden in Konkurrenz um die zu wenigen Lehr- und Arbeitsstellen getrieben. Das Schulsystem seinerseits übernahm anstelle seiner bildungspolitischen zunehmend sozialpolitische Funktionen und wird zum "Parkplatz" für viele Jugendliche, denen keine Lehr- oder Arbeitsstelle in Aussicht steht (vgl. Liebel 1976, Petzold 1981).
Damit gerät die Legitimationsbasis der Schule ins Schwinden, wonach ein relativer Zusammenhang besteht zwischen dem Erwerb von Bildungsabschlüssen und der Chance, eine qualitativ bessere und besser bezahlte Arbeit zu erlangen. Der auf diese Weise produzierten "Schulmüdigkeit" entspricht die durch die Veränderungen in den Arbeitsprozessen und die Arbeitslosigkeit bedingte Erosion der Arbeitsmoral.
Basierte in den 50er und frühen 60er Jahren die Arbeitsmotivation der Jugendlichen noch auf den über den Lohn vermittelten Konsumchancen, so werden nun die "extrinsischen Anreize weniger wirksam" (Strümpel 1982, 143). Der Konsum erfährt als Bindemittel der Arbeitsmoral eine gewisse Entmythologisierung, er wird als Kompensationsmaßnahme gerade von Jugendlichen eher durchschaut.
In den Großbetrieben löst sich das Verhältnis von individueller Arbeitsleistung und Einkommen auf. Und schließlich vermindern sich gegenüber der Phase rapiden Wachstums rapide die Aufstiegschancen.
Hinzu kommt, daß die Industriearbeit nicht mehr ohne weiteres damit legitimiert werden kann, daß sie erforderlich sei, um nützliche Gebrauchsgüter hervorzubringen und den Wohlstand zu mehren. Sichtbar dient der Arbeitsprozeß heute weitgehend nur noch dazu, "Überflüssiges" oder gar Zerstörungsmittel hervorzubringen. Mehr noch: ein Großteil der Arbeit wird nur noch geleistet um ihrer selbst willen. "Arbeit ist immer weniger ein Mittel, Reichtum zu schaffen; vielmehr wird die Produktion von Reichtum zum Mittel - manchmal auch zum Vorwand - um Arbeit zu schaffen." (Julliard 1980, 45)
Heute wird vielfach nicht mehr gearbeitet, um zu produzieren, sondern produziert, um zu arbeiten. Der hauptsächliche "Sinn" der Arbeit "besteht allein darin, Leute zu beschäftigen und derart die sozialen Unterordnungs-, Wettbewerbs- und Disziplinierungsverhältnisse, auf denen die Funktionsweise des herrschenden Systems beruht, fortzuschreiben. Jede Arbeit gerät so in den Verdacht, unnützer Zwang zu sein, mittels dessen die Gesellschaft den Individuen ihre Arbeitslosigkeit zu verschleiern sucht." (Gorz 1980, 67)
Darin wird ein wesentlicher Grund zu sehen sein, warum heute viele Jugendliche die regelmäßige Arbeit als "lästigen Zwang" empfinden, "den die Gesellschaft ihnen auferlegt, um ihre hierarchischen Strukturen zu verewigen und den Leuten zu verheimlichen, daß die Arbeit in ihrer bisherigen Gestalt keine Notwendigkeit mehr ist" (ebd. 129). Traditionelle Arbeitsmoral und Leistungsethik verlieren weitgehend ihre Legitimation und scheinen auch durch keine "Ersatzmaßnahmen" mehr stimuliert werden zu können.

Ich fasse zusammen:
Die Arbeiterjugend der Jahrhundertwende konnte noch emphatisch Anteil nehmen an den Visionen vom Fortschritt der Produktivität, die die Zukunft der Arbeit zu bestimmen schien. Sie konnte sich noch weitgehend verstehen als Bestandteil der Partei der Arbeit. Entsprechend groß war ihr Arbeitsethos.
Die Arbeiterjugend der 20er Jahre wurde erstmals von den großen Wirtschaftskrisen mit erfaßt und konnte sich nicht mehr einer Zukunft als integrierter Teil der arbeitenden Klasse sicher sein. Vorerst wurde dies für die meisten noch davon verdeckt, daß die Jugend aufgrund der technologischen Umwälzungsprozesse, die besonders flexible und mobile Arbeitskräfte erforderten, gegenüber den Älteren Konkurrenzvorteile besaß.
Die Arbeiterjugend der 50er Jahre wuchs in die wieder entstehenden industriellen Arbeitsverhältnisse ohne den früheren Enthusiasmus hinein. Die Integration war jedoch solange nicht gefährdet, wie über steigende Reallöhne und Konsummöglichkeiten die Arbeit als zuverlässige Voraussetzung für den wachsenden eigenen materiellen Wohlstand gelten konnte. Es entwickelten sich bei einem erheblichen Teil der Arbeiterjugend eine Art nüchterner Jobmentalität.
Ab Mitte der 60er Jahre erfuhr diese mit der Integration in den Arbeitsprozeß einhergehende Zuversicht erste Brüche. Die erfahrenen Arbeitsbelastungen wurden nicht mehr ohne weiteres durch wachsende Konsumchancen kompensiert.
Seit in den 70er Jahren auch Jugendliche in erheblichem Maße aus den Arbeitsprozessen verdrängt wurden, begann bei einer wachsenden Zahl von Jugendlichen der Zweifel zu keimen, ob es noch lohne, sich - sei es durch Anpassungsleistungen, sei es durch Beweis von Bildungsabschlüssen - auf eine Zukunft als Lohnarbeiter einzustellen.

Ausgrenzungsprozesse als revolutionäre Produktivkraft?

Die Vermittlung und Aneignung der Arbeitsmoral war, wie gezeigt, in der Geschichte der kapitalistischen Produktionsweise schon immer ein Problem. Sie gelang nie vollständig und bei allen Jugendlichen. Jahrzehntelang konnten die Brüche in der Arbeitsmoral als zwar bedenkliches, aber doch nicht weiter gefährliches Problem gewertet werden. Das hat sich geändert. Heute gewinnt die Erosion der Arbeitsmoral erstmals erhebliche gesellschaftspolitische Brisanz.
Bisher konnte noch als einigermaßen sicher gelten, daß diejenigen Jugendlichen, die die geforderte Arbeitsbereitschaft nicht entwickelten, eine minoritäre Randgruppe bleiben würden. In Phasen der Arbeitslosigkeit wuchs ihre Zahl zwar an, sie blieben jedoch eine Problemgruppe am Rande der Gesellschaft, von der angenommen werden konnte, daß sie spätestens beim nächsten konjunkturellen Aufschwung wieder ins System der Arbeit zurückgeholt werden könne.
Daß es letztlich immer wieder gelang, die große Mehrheit der Jugendlichen an die Lohnarbeit zu binden, läßt sich damit erklären, daß die Arbeitsaufnahme Jugendlichen als Chance erschien, zu einem "selbständigen" Leben zu gelan-

gen. Sie konnte dies, weil sie ein materielles Entgelt ("Lohn") mit sich brachte, das eine gewisse materielle Unabhängigkeit ermöglichte, und weil zumindest die sog. gelernte Arbeit versprach, sich ein Stück weit mit eigenen Fähigkeiten "einbringen" und als Subjekt betätigen zu können.
Heute hat sich die Situation grundlegend geändert. Die Integration in das System der Lohnarbeit ist erstmals in breitem Ausmaß und auf Dauer in Frage gestellt.

1. Die Zahl derer wächst rapide, für die innerhalb der kapitalistischen Ökonomie keine Arbeit mehr zur Verfügung steht. Infolge sinkenden Wachstums und beschleunigter Rationalisierung vergrößert sich die Diskrepanz zwischen angebotenen Arbeitsplätzen und nachrückenden potentiellen Arbeitskräften.
"Immer mehr lebendige Arbeitskraft fällt aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß heraus. Das muß doch politische Folgen haben, auch für die Theoriebildung. Nehmen wir das Beispiel der industriellen Reservearmee: sie hatte bei Marx eine eindeutig definierte ökonomische Funktion, nämlich die, den Lohndruck zu erhöhen, aber sie war nicht auf Ewigkeit gestellt. Heute haben wir es dagegen mit einer strukturell wachsenden industriellen Reservearmee zu tun, die tendenziell die ganze Gesellschaft erfaßt und immer mehr Arbeitskraft mit Realitätsentzug bedroht." (Negt/Kluge 1982, 84f.)
Der "Sockel" derer, die nicht länger im kapitalistischen Sinne arbeiten, verselbständigt sich. Ein gewisser, von Jahr zu Jahr höher veranschlagter Sockel von "Arbeitslosen" gilt, so hören wir auch aus Kapitalisten- und Regierungsmund, als normal. Warum sollte nicht mit der Zeit auch das "Leben ohne Arbeit" als normal empfunden werden?

2. Mit der rapiden Abstraktion und Entqualifizierung der kapitalistischen Arbeitsprozesse wächst der Anteil der Menschen, für die die Arbeit zu einem unerträglichen Zwang wird, mit der sie nichts Positives mehr verbinden können.
Die identitätsstiftenden Merkmale der Berufsrolle werden aufgelöst; die Chance, sich aufgrund seiner Qualifikation (als Quelle und Synthese der alltäglichen Verrichtungen) den anderen und sich selbst gegenüber als "Etwas" darzustellen, schwindet dahin.
"Warum ein Facharbeiter, ein Handwerker etwas anderes ist, eine andere Einstellung zur Arbeit hat als ein Arbeiter am Kreisförderer, ein "Sachbearbeiter" etwas anderes ist als ein Büroarbeiter am Informationsfließband: er kann sich, seinen Rest mit Arbeitsqualifikation verschmolzener Subjektivität ja als Qualifikation noch verkaufen und nicht nur abstrahierte Arbeit. Selbst der Verkauf seiner Arbeitskraft ist noch eine bürgerliche Anerkennung eines Teils seiner selbst. Er ist in seiner produktiven Tätigkeit noch präsent, anders als der formalisierte Massenarbeiter, der gänzlich in seiner Arbeit außer sich ist, weil seine Subjektivität, der Reichtum seiner Intuition keine Verbindung mit dem produk-

tiven Prozeß mehr einzugehen vermag." (Hartmann 1981, 13)
Indem die Subjektivität aus den kapitalistischen Arbeitsprozessen verbannt wird, wird sie nicht ausgelöscht. Sie wird eher verlagert und entbunden und begibt sich auf die Suche nach neuen Identitäten außerhalb der extrem formalisierten Lohnarbeit.
Der subjektive Widerstand gegen die vollständige "Objektivierung" als Arbeitstier kommt zum Vorschein in hohen Fluktuationsraten, im Fernbleiben vom Arbeitsplatz, im Widerstand gegen das vorgeschriebene Arbeitstempo, in Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, in kollektiver Produktionszurückhaltung, in offener Feindseligkeit gegenüber dem Management etc. Noch unter scheinbarer Gewöhnung "fließt die Feindseligkeit der Arbeiter gegenüber den degenerierten Arbeitsformen, die ihnen aufgezwungen werden, als ein unterirdischer Strom weiter, der sich seinen Weg zur Oberfläche erkämpft, wenn die Beschäftigungsbedingungen dies erlauben oder wenn der kapitalistische Drang nach einer größeren Arbeitsintensität die Grenzen der körperlichen und geistigen Belastbarkeit überschreitet. Sie erneuert sich in neuen Generationen, drückt sich in dem grenzenlosen Zynismus und Widerwillen aus, den zahllose Arbeiter gegen ihre Arbeit empfinden und kommt immer wieder als ein gesellschaftliches Problem zum Vorschein, das eine Lösung verlangt." (Braverman 1977, 119)

3. Die Ausgrenzung der Menschen und ihrer Subjektivität aus den kapitalistischen Arbeitsprozessen führt dazu, daß Arbeit ihre dominierende "moralische Autorität" einbüßt und daß sich die subjektiven Bindungen an die Lohnarbeit auflösen.
"Durch seine eigenen Gewaltformen hat das Kapital alle seine Stützpunkte im Subjekt verloren, alle Brückenköpfe zerstört, über die es früher einmal die Menschen besetzt hatte: Identität, Leistungswille, Moral, Sittlichkeit, soziale Kultur sind seiner Herrschaft entglitten bis auf ein verschwindendes Potential abstrakter Partikel" (Hartmann 1981, 93).
Dieser Vorgang wird ideologisch gerne als "neue Asozialität" denunziert oder als "Randgruppen-Problem" verharmlost. Es geht jedoch in Wahrheit an den Kern einer Gesellschaft, die die Menschen nur über den Glauben an die Notwendigkeit regelmäßiger Berufsarbeit an sich binden kann.

4. Jugend war in der kapitalistischen Gesellschaft schon immer ein Produkt von Ausgrenzungsprozessen. Sie ist eine Lebensphase des "Noch-Nicht", die der Vorbereitung auf die Anforderungen des Erwachsenen-Daseins in der jeweiligen Klassenformation dient. In ihrer klassischen Form als "soziales Moratorium" ist sie entlastet von sozialen Verpflichtungen, jedoch aus diesem Grunde auch eine Lebensphase ohne nennenswerte Möglichkeiten und Rechte eingreifender gesellschaftlicher Praxis. Der Objekt-Status von Jugendlichen konnte bislang damit legitimiert werden, daß sie sich

die für den "Ernst des Lebens" erforderlichen Fähigkeiten und Qualifikationen erst aneignen müßten und daß der hierfür in Kauf zu nehmende Bedürfnisaufschub im späteren Leben entgolten werde. Zugespitzt formuliert: Je länger du die Schulbank drückst und je mehr du in dieser Zeit an Lernleistungen vollbringst, um so größer sind deine späteren Lebenschancen und Annehmlichkeiten (vgl. Liebel 1976, 38ff.).
Dieser Zusammenhang löst sich heute auf. Es ist nicht mehr ersichtlich, wozu Verzicht und Anstrengungen sich "lohnen" sollten. Ähnlich wie der "Sockel" der langfristig "Arbeitslosen" verselbständigt sich auch das Jugendleben, das seinen Bezug als Vorbereitung auf die Lohnarbeit verliert. Es entsteht die Suche nach neuen Orientierungen und Lebensmöglichkeiten, neue subkulturelle Lebensweisen bilden sich heraus und lösen die traditionellen Moralkodexe auf.
Das Jugendleben bleibt jedoch trotz aller "kulturellen Freisetzung" (Ziehe/Stubenrauch 1982, 39), die sich in ihm manifestiert, ein Leben ohne wirkliche Macht über die gesellschaftlichen Verhältnisse.
"Vor der f i k t i v e n Vielfalt möglicher Lebensformen fühlen sich viele einzelne ohnmächtig beschränkt auf zu geringe r e a l e Veränderungsmöglichkeiten. Alles scheint in Bewegung zu geraten, aber viele leiden an dem Gefühl, nicht von der Stelle zu kommen." (Ziehe/Stubenrauch 1982, 39)
F ü r s i c h b e t r a c h t e t , k a n n d a s a u s g e g r e n z t e J u g e n d l e b e n n i c h t d e n a u f d e r A u s b e u t u n g d e r A r b e i t s k r a f t b a s i e r e n d e n g e s e l l s c h a f t l i c h e n H e r r s c h a f t s z u s a m m e n h a n g a u s d e n A n g e l n h e b e n . A b e r e s t r ä g t , m ö g l i c h e r w e i s e w e s e n t l i c h , z u e i n e r E r o s i o n d e r A r b e i t s m o r a l b e i u n d k ö n n t e s i c h v o r d e m H i n t e r g r u n d d e r n e u e D i m e n s i o n e n a n n e h m e n d e n A u s g r e n z u n g a u s d e n k a p i t a l i s t i s c h e n A r b e i t s p r o z e s s e n d u r c h a u s z u e i n e r "r e v o l u t i o n ä r e n P r o d u k t i v k r a f t" m a u s e r n .

5. Wir sollten nicht übersehen, daß die mit den Ausgrenzungsprozessen einhergehende Auflösung der Arbeitsmoral dazu beiträgt und signalisiert, daß die Menschen "von Fremdzwängen freigestellt" (Noelle-Neumann 1981, 19) werden und bei den Apologeten der kapitalistischen Arbeitsgesellschaften die Befürchtung wachrufen, a n d i e S t e l l e d e r "S e l b s t k o n t r o l l e" r e g e l m ä ß i g e r B e r u f s a r b e i t t r e t e e i n S i n n v a k u u m , d a s g e f ä h r l i c h w e r d e n k ö n n e .
"Mit dem Abbau des Fremdzwanges ist... der Selbstzwang - oder sagen wir einfach: die Selbstbeherrschung - nicht stärker, sondern schwächer geworden. Nicht das Hartsein, sondern das Weichsein gegen sich selbst hat zugenommen." (Noelle-Neumann 1981, 20)
Um dem Abbau des Selbstzwanges und der damit einhergehenden vermeintlichen Orientierungslosigkeit "auf breitester Front"(Noelle-Neumann) zu begegnen, werden neue Vorbilder und psychohygienische Trainingsprogramme für dringend

erforderlich gehalten. Um das geschwundene "Wohlbefinden" wieder herstellen zu können, müsse vor allem "der Selbstzwang trainiert werden". Noelle-Neumann hofft, "vielleicht könnten wir einen neuen Ansatz finden, wenn wir einmal über die Arbeit neu nachdenken würden" (Noelle-Neumann 1981, 23). Doch wie anders soll das heute noch möglich sein als in Form eines erneuten "künstlichen" Arbeitsdienstes, der die Weichgewordenen wieder hart gegen sich selbst macht? Wer wird sich das noch einmal gefallen lassen?

(1) Im folgenden ist fast nur von männlichen Jugendlichen die Rede. Ein Grund dafür ist, daß in den mir bekannten Darstellungen weibliche Jugendliche nicht vorkommen. Es liegt aber auch daran, daß die landläufige Rede von der "Arbeitsmoral" sich nur auf die erwerbsmäßig ausgeübte Lohnarbeit bezieht und stillschweigend davon ausgeht, daß diese Form der Arbeit im Zentrum des persönlichen Lebenszusammenhangs stehe oder stehen sollte. Dies war und ist bekanntlich bei Frauen weder als gesellschaftlicher Anspruch noch in der Realität durchgehend der Fall. Ich kann hier nur darauf verweisen, daß eine genauere Untersuchung der Entwicklungs- und Zerfallsgeschichte der Arbeitsmoral auch andere Formen von Arbeit einbeziehen müßte. Wenn auch Frauen bzw. weibliche Jugendliche in den Blick kommen sollen, wird es zumindest notwendig sein, das Verhältnis von Frauen zu Lohn- und Hausarbeit in seinen historischen Verlaufsformen zu beachten (vgl. Ostner 1978).

(2) Schultz hat diesen Ausdruck nicht selbst geprägt. Er weiß selbst nicht, "woher das Wort stammt, ... ob man überall dasselbe darunter versteht, ob es überhaupt ein Schriftwort ist, oder ob man es nur mit Anführungszeichen schreiben darf." (1912,7). Ohne solche Skrupel zu haben, kramten erwachsene Jugend-Interpreten in späten 50er Jahren den Ausdruck wieder hervor, um eine neue, ihnen unverständliche Lebenspraxis von Arbeiterjugendlichen zu denunzieren (vgl. Kaiser 1959).

(3) Als "Brit" wurden damals im Hamburger Raum die "verkommenen Jugendlichen" etwa zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr bezeichnet. Die unter 14-jährigen, die in der Regel noch die Schule besuchten, wurden auch "Butje" genannt (vgl. Schultz 1912, 27).

(4) Eine ähnliche Darstellung gibt ein anderer Pastor aus den 20er Jahren: "Ich kenne junge Burschen, die Jahr und Tag ohne Arbeit leben. Wird sie ihnen vom Nachweis zugewiesen, so daß sie sie annehmen müssen, so dauert es nicht lange, und sie sind wieder aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen ohne Beschäftigung. Dann fängt das Leben an, wie man es liebt. Man steht spät auf und treibt sich den Tag über herum. Bisweilen greift man eine Gelegenheitsarbeit auf auf dem Kohlenplatz oder bei einem Umzug, um wieder ein paar Groschen in die Hand zu bekommen..." (Dehn 1930, 97)

(5) Die Arbeitsmoral entwickelt sich nicht und zerfällt nicht bei allen Jugendlichen in gleicher Weise und gleichem Ausmaß. Um die gesellschaftliche Bedeutung des Entwicklungs- und Zerfallsprozesses zu begreifen, genügt es nicht, nach Beispielen Ausschau zu halten, sondern es muß gefragt werden, welche Prozesse in einer bestimmten historischen Periode als typisch gelten können oder eher als Randerscheinung anzusehen sind.

(6) In einer neueren Untersuchung weist Kuczynski (1982) darauf hin, daß 1923 "eine ganz neue Periode in der Geschichte der Arbeitslosigkeit unter dem Kapitalismus" begann. Von 1924 bis 1932 war ein weit größerer Teil der Erwerbsbevölkerung arbeitslos als vor dem 1. Weltkrieg (91ff.).

Literatur

Bernasconi, Silvia: Vom "Eckensteher" zum aktiven Gruppenmitglied. Die soziale Gruppenarbeit als methodisches Hilfsmittel zur Erfassung des Straßenjugendlichen, Bern 1962

Braverman, Harry: Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß, Frankfurt, New York 1977

Bues, Hermann: Die Stellung der Jugendlichen zum Beruf und zur Arbeit (= Schriftenreihe "Arbeit und Beruf", Bd. 2), Bernau b. Berlin 1926

Dehn, Günther: Proletarische Jugend. Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend, 2. Aufl., Berlin 1930

Gorz, André: Abschied vom Proletariat, Frankfurt/M. 1980

Guggenberger, Bernd: Ende der Arbeitsgesellschaft - Arbeitsgesellschaft ohne Ende? In: Frank Benseler u.a. (Hrsg.): Zukunft der Arbeit. Eigenarbeit, Alternativökonomie? Hamburg 1982, S. 63-83

Hartmann, Detlef: Die Alternative. Leben als Sabotage. Zur Krise der technologischen Gewalt, Tübingen 1981

Julliard, Jacques: Die Neudefinition der Arbeit - eine wirtschaftliche Notwendigkeit. In: Technologie und Politik 15, Reinbek 1980, S. 44-47

Kaiser, Günther: Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten "Halbstarken", Heidelberg 1959

Kuczynski, Jürgen: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1917/18 bis 1932/33, Berlin 1966

Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Bd. 5: 1918-1945, Köln 1982

Lessing, Hellmut u. Liebel, Manfred: Jungen vor dem Faschismus. Proletarische Jugendcliquen und Arbeitsdienst am Ende der Weimarer Republik. In: J. Beck u.a. (Hg.): Terror und Hoffnung in Deutschland 1933-1945.

Lessing, Hellmut u. Liebel, Manfred: Wilde Cliquen. Szenen einer anderen Arbeiterjugendbewegung, Bensheim 1981

Liebel, Manfred: Produktivkraft Jugend, Frankfurt 1976

Liebel, Manfred: Wo bleibt der Preis für 'n Fleiß. Anmerkungen zur Arbeitslust bei Jugendlichen. In: deutsche jugend, H. 5/1982, S. 211-217

de Man, Hendrik: Der Kampf um die Arbeitsfreude, Jena 1927

Negt, Oskar u. Kluge, Alexander: Die Geschichte der lebendigen Arbeitskraft (Diskussionsprotokoll). In: Ästhetik und Kommunikation, H. 48, S. 79-109, Juni 1982

Noelle-Neumann, Elisabeth: (Redebeitrag) In: Was bleibt noch vom staatsbürgerlichen Grundkonsens? Jugendprotest, Wertwandel, Krise der politischen Kultur. Bergedorfer Gesprächskreis, Protokoll Nr. 70, S. 19-26, Hamburg 1981

Ostner, Ilona: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft, Frankfurt/M., New York 1978

Petzold, Hans-Joachim: Schulzeitverlängerung. Parkplatz oder Bildungschance? Bensheim 1981

Rammstedt, Otthein: Apropos Faulheit. In: Frank Benseler u.a. (Hg.): Zukunft der Arbeit, Hamburg 1982, S. 197-206

Schelsky, Helmut: Die skeptische Generation. Sonderausgabe, Düsseldorf, Köln 1963

Schultz, Clemens: Die Halbstarken. Leipzig 1912

Strümpel, Burkhard: Wertveränderung und Arbeitsmotivation. In: Claus Offe u.a. (Hg.): Arbeitszeitpolitik. Formen und Folgen einer Neuverteilung der Arbeitszeit, Frankfurt, New York 1982, S. 137-145

von Trotha, Trutz: Jugendliche Bandendelinquenz. Über Vergesellschaftungsbedingungen von Jugendlichen in den Elendsvierteln der Großstädte, Stuttgart 1974

Weber, Max: Die protestantische Ethik (1920). Herausg. v. J. Winckelmann, München, Hamburg 1965

Ziehe, Thomas u. Stubenrauch, Herbert: Plädoyer für ungewöhnliches Lernen. Ideen zur Jugendsituation, Reinbek 1982

Heinz Kimmerle

Entwurf einer Philosophie des Wir

Schule des
alternativen Denkens
160 Seiten, DM 18,–

Das Denken des Wir hat in der Geschichte der Philosophie bisher noch kaum Beachtung gefunden. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß es in den Brennpunkt des Interesses treten wird. Heideggers Vorhaben einer Destruktion der Metaphysik, Adornos Kritik der Ursprungsphilosophie und Derridas Denken der Differenz deuten in diese Richtung.
Die Philosophie des Wir knüpft aber auch an bei den alternativen Bewegungen der Gegenwart und den Bemühungen um ein ökologisch ausgerichtetes Denken und Handeln. Das Ich wird nicht als ausbeutendes, in Konkurrenz zur Natur stehendes gesehen, sondern – sofern es selbst Teil von ihr, 'natürlich' ist – in einem Verhältnis, das einen natürlichen Umgang mit der Natur voraussetzt. Das 'alternative Denken' wird zunächst entwickelt aus einer Kritik des Einheitsdenkens, das nicht nur die abendländisch-europäische Philosophie und die jüdisch-christliche Theologie, sondern auch die fernöstlichen Philosophien und die dazugehörigen Lehren umfaßt. Einer allgemeinen Darstellung gesellschaftlicher Formen und Institutionen unter dem Aspekt des 'Wir-Seins' folgt schließlich die Ausarbeitung einiger Kategorien des alternativen Denkens, in denen eine Nachbarschaft zur französischen Differenzphilosophie sichtbar wird.

Germinal Verlagsges. mbH * Friederikastr. 38 * D-4630 Bochum 1

Bernd Klemm

GOTTFRIED MERGNERS "ANMERKUNGEN ZU HENRY JACOBY" oder DIE DEMONTAGE EINER POLITISCHEN VATERFIGUR (1)

Henry Jacoby - wie Gottfried Mergner ihn beschreibt - ist ein armes Schwein. "Moralphantast", Mitglied "kleiner Sektierergruppen", von Kommunisten und Sozialdemokraten "lebensbedrohlich belächelt", mit einem kaputten Verhältnis zu Frauen und Angst vor starken Männern, wandert er in den zwanziger Jahren von politischer Gruppierung zu politischer Gruppierung. 1933 machen ihn sein "moralischer Rigorismus", die "Reinheit seines Gewissens", die sich erst in der Opferrolle ganz entfalten kann, zum "Objekt der Macht". Er kommt ins KZ und hat dort die Gelegenheit zu "tiefsinnigen Gedanken" und "lehrreichen Erlebnissen". Am Ende dieses durch "Gesinnung", Schwäche und "Eigenhaß" bestimmten Lebens steht die Selbststilisierung zum "ewigen Opfer", die "Zugehörigkeit" zur "Gemeinschaft der vereinzelten Individuen, die nichts als ihre Unfähigkeit zur Macht verbindet" (M., S. 113). Die Lächerlichkeit dieser Figur, ihr politisches Unvermögen und ihre Fixierung auf den Lustgewinn im eigenen Leiden ziehen ihre Verurteilung durch den Leser zwingend nach sich. Das Urteil über den Menschen Henry Jacoby bzw. über den von ihm verkörperten Typus ist gefällt: Mergners "Anmerkungen" kann man entnehmen, daß die "moralische Utopie" Jacobys wie der "kleinbürgerliche terroristische Zukunftsstaat" der Nazis "die verschiedenen Erscheinungen der gleichen sozialen Lage" waren (M., S. 115) und daß die Vernichtung der "Jacobys" im Nationalsozialismus mehr oder weniger zwangsläufig war, weil aufgrund ihres moralischen Rigorismus letztendlich selbstverschuldet.

Mergners "Anmerkungen" sind ein Affektausbruch, der eine Reihe von Fragen aufwirft.(2) Henry Jacoby, der Rezensierte, und Gottfried Mergner, der Rezensent,sind durch den Namen Otto Rühle verbunden. Beide - der eine als Schüler und engagierter Nachlaßverwalter Rühles, der andere als Politiologe - haben sich um den sozialistischen Theoretiker Otto Rühle bemüht und in den siebziger Jahren Interpretationen und Textsammlungen vorgelegt. (3) Es liegt daher die Vermutung nahe, daß den "Anmerkungen" persönliche und/oder politische Motive zugrundeliegen. Mergner berührt diesen Zusammenhang, die Auseinandersetzung mit 'Vaterfiguren'der eigenen Lebensgeschichte, selbst, wenn er schreibt: "Ich erinnere mich, daß bei meinem Zusammentreffen mit Jacoby 1969 - ich war damals im SDS engagiert - er jegliche Verwandtschaft der eigenen Jugendgruppierung mit der sogenannten neuen Jugendbewegung l e u g n e t e."(M., S.113) Angesichts der persönlichen Beziehung von Jacoby und Mergner hätte dieser besonders darauf achten müssen, daß sich historisch-politische Analysen und individuelle Ressentiments nicht miteinander vermengen. Mergner hat jedoch m. E. in seinem Rundumschlag die politische Vaterfigur als Person zu erledigen ver-

sucht. Eine Besprechung einer politischen Autobiographie, auch in Form von "Anmerkungen", verlangt, daß der Kritiker ausführlich und sachgemäß über den Inhalt des Buches und über den politischen Werdegang seines Verfassers informiert, zumal wenn es sich um einen Autor handelt, der nur wenigen Lesern bekannt sein dürfte. Die Passage im Editorial des letzten "Archiv"-Heftes, die sich auf das Erscheinen dieser ersten Buchbesprechung in der Zeitschrift überhaupt bezieht - beabsichtigt sei mehr als die meist übliche Form der Kurzrezensionen, "die bloß (!) dazu dienen, ein Buch vorzustellen(!)", nämlich die Betrachtung von Literatur unter dem Gesichtspunkt von jeweils spezifischen Fragestellungen -, muß als blanker Hohn erscheinen. Mergner erfüllt nicht nur nicht die oben genannten Minimalbedingungen einer Rezension, sondern er unterschlägt darüber hinaus Fakten und verfälscht die Lebensgeschichte Jacobys.

Verfälschungen und Verdrehungen...

Jacoby wird bei Mergner stilisiert als Sektierer, der aufgrund seiner ethischen Postulate und seiner Gesinnung den Weg in die politische Isolierung, in die "Gemeinschaft der Opfer" gehen mußte.
"Das Leben von Henry Jacoby ist eine Entwicklung zunehmender politischer Isolation und Handlungsunfähigkeit. Die Reinheit seines Gewissens macht ihn zum Opfer der Macht."(M., S.114) "Jedesmal wird wieder neu eine Gruppierung verlassen und dann von der neuen Erkenntnisstufe aus kritisiert ("Irrtümer"!). Am Schluß bleibt ihm dann nur noch die Gemeinschaft der vereinzelten Individuen, die nichts als ihre Unfähigkeit zur Macht verbindet" (M., S.113). (4)
Das von Mergner gebrauchte "Sektierer"-Argument ist aus der Geschichte der Arbeiterbewegung bekannt. Daß sich Mitglieder kleinerer sozialistischer Gruppen nicht nur durch Ich-Stärke, die Fähigkeit, eigene, von Mehrheitsströmungen abweichende Auffassungen argumentativ und psychisch durchzuhalten, auszeichneten, sondern auch durch ein letztlich unpolitisches Rechthabenwollen und durch elitäres Sendungsbewußtsein, wer wollte das ausschließen? Doch was gibt dem Historiker der Arbeiterbewegung - oder als was versteht sich Mergner in seiner Besprechung? - das Recht, Mitglieder rätekommunistischer, syndikalistischer oder linkssozialistischer Organisationen in der beschriebenen Weise als "Moralphantasten" und "politische Außenseiter" abzuqualifizieren? Doch bleiben wir bei Jacoby. Welchen "Sektierergruppen" gehörte er, der sich angeblich weigerte, seine Gesinnung "mit der Macht zu verbinden" (M., S.115), an?
Jahrgang 1905, aus einer verarmten kleinbürgerlichen jüdischen Familie stammend - der Vater starb kurz nach dem Ersten Weltkrieg -, schloß sich Jacoby 1920 in seiner Heimatstadt Berlin der anarchistisch-pazifistischen "Freien Jugend" um Ernst Friedrich an, war bis 1927 dessen enger Mitarbeiter und Redakteur der Zeitschriften "Freie Jugend" und "Die schwarze Fahne". Seine damalige ablehnende Haltung gegenüber der KPD und der Sowjetunion wurde bestimmt durch die politischen Positionen der rätekommunistischen KAPD und Allgemeinen Ar-

beiter-Union-Einheitsorganisation (AAUE), durch die Diskussionen im Umkreis der von Franz Pfemfert herausgegebenen Zeitschrift "Die Aktion". Die prägende politische Sozialisation erhielt er jedoch vor allem im persönlichen Kontakt mit Otto Rühle und Alice Rühle-Gerstel, die die Adlersche Individualpsychologie mit der Marxschen Gesellschaftsanalyse zu verbinden suchten, und in Auseinandersetzung mit deren Schriften. Von ihnen beeinflußt, ließ er sich zum Sozialarbeiter ausbilden und war dann in diesem Beruf und als Geschäftsführer der "Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfe" tätig. Angesichts der zunehmenden nationalsozialistischen Bedrohung schloß sich Jacoby - wie die meisten Mitglieder der "Freien Jugend" - im Sommer 1930 der KPD an. Bald nach seinem Beitritt wurde er politischer Leiter einer KPD-Zelle in Berlin-Charlottenburg, 1932 setzte er sich vergeblich für eine wirkliche Einheitsfront von Kommunisten und Sozialdemokraten ein. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ging Jacoby in den Widerstand - im Rahmen der linksoppositionell-kommunistischen "Funken-Gruppe" übernahm er die Zusammenstellung und Herausgabe der illegalen Blätter "Der Funke" und "Der revolutionäre Vertrauensmann". Im Frühjahr 1934 wurde Jacoby verhaftet. Als Kommunist und Jude besonderen Repressalien ausgesetzt, verbrachte er mehrere Wochen in dem berüchtigten Columbia-Haus der SS und verbüßte anschließend eine zweieinhalbjährige Zuchthausstrafe wegen Hochverrats. 1936 emigrierte er nach Prag, wo sich seine Frau Frieda bereits aufhielt. Soweit der bisher erschienene erste Band seiner Erinnerungen. (5)

Das alles ist Mergner bekannt. Wo sind die vielen "Gruppierungen", die Jacoby "jedesmal" "wieder neu" verließ? Wo ist der Weg in die "zunehmende Isolation und Handlungsunfähigkeit"? Wie vereinbaren sich seine Aktivität in der KPD und im kommunistischen Widerstand mit Mergners Interpretation von seiner angeblichen Weigerung, seine "Gesinnung" "mit der Macht zu verbinden"? Und was soll eine Kategorie wie "Sektierer" überhaupt: würde Mergner sie auch auf Heinrich Brandler, Georg Ledebour, Leo Trotzki, Johann Knief usw. usw. anwenden?

Schlimm auch, wie der Rezensent sich anmaßt, - völlig ungesicherte, spekulative - Aussagen über das Privatleben Jacobys, über sein angebliches Verhältnis zu Frauen und Männern zu machen. Daß Jacobys Widmung für seine Frau Frieda so nicht stimmt, sondern der Verlag fälschlicherweise "Gefährtin meines Lebens" durch "Gehilfin" ersetzte, hätte er einem dem Buch beigefügten Errata-Blatt entnehmen können. Ebenso verhält es sich mit der 'bedeutungsvollen'Beobachtung Mergners: "Von den vielen beschriebenen 'Begegnungen' finden sich nur drei mit Frauen... Sonst begegnet der Autor nur Männern" (M., S.114). Das ist schlichtweg irrig, weil die zehn "Begegnungs"-Kapitel nichts über den Bekannten- und Freundeskreis Jacobys aussagen. Vielmehr kommt ihnen im Rahmen der Erinnerungen die Funktion zu, Schicksale von Menschen aus der persönlichen Umgebung Jacobys zu dokumentieren, die der nationalsozialistischen und zum

Teil der stalinistischen Diktatur zum Opfer fielen oder emigrieren mußten, sowie Zeugnis abzulegen von Freunden, für deren Lebensweg die individualpsychologisch-marxistische Schulung der zwanziger Jahre bestimmend wurde. Die Erinnerung wird wachgehalten an Dr. Curt Ehrlich, den Onkel Jacobys, der in Auschwitz ermordet wurde; an den Initiator und Leiter des Berliner Antikriegsmuseums Ernst Friedrich; an Franz Pfemfert, Oskar Kanehl, James Broh aus dem Umkreis der Zeitschrift "Die Aktion"; Otto Rühle; den Pirnaer Arbeiter Ernst Pönisch und die Berliner "Drei Erichs", Freunde aus der "Freien Jugend", die sich wie der Autor der KPD anschlossen und im Widerstand aktiv waren; Alice Rühle-Gerstel; an Arthur Dietzsch, den Jacoby vor 1933 im Zuchthaus betreute und an das Schicksal der deutschen Kommunistin Els Ascher und ihrer Tochter in der Sowjetunion. Diese vom Autor nach einer erkennbaren Absicht ausgewählte Reihe von Männer- und Frauenporträts wird von Mergner mit den tatsächlich gelebten Beziehungen Jacobys gleichgesetzt.
Darüber hinaus unterstellt er Jacoby eine (kleinbürgerlich?-) ängstliche Einstellung gegenüber Frauen. Er legt nahe, daß die Frauen vom Autor entwertet und auf typisch weibliche Eigenschaften reduziert würden. Eine geschlechtsspezifische Rollenzuweisung und -reduzierung vermag Mergner jedoch nur durch nicht belegte Behauptungen (6) und durch Textverfälschungen zu konstruieren. Aus dem in Jacobys Erinnerungen S. 132 harmlos daherkommenden Satz:
"Als wir mit einer gewissen Befangenheit Otto und Alice Rühle-Gerstel in ihrem Haus in Buchholz-Friedwald bei Dresden aufsuchten, verstand sie es, uns rasch dort heimisch zu machen"
wird bei Mergner:
"Billigt er (Henry Jacoby, B.K.) seinem väterlichen Idol Ottto Rühle zu, daß er ihm Schauer einflößt, daß der Antiautoritäre dem Antiautoritären 'Befangenheit' einflößt..., so versöhnt Alice voller Verständnis, Einfühlungsvermögen und mit geistiger Eleganz immer wieder aufs neue" (M., S.114).
Wie aus der "gewissen Befangenheit" Jacobys und seiner Freunde gegenüber Otto und Alice Rühle anläßlich ihres ersten Besuches Mergners "Schauer" werden konnte, den das "väterliche Idol" Otto dem Antiautoritären Jacoby einflößt, ist Mergners Geheimnis.
Alice Rühle-Gerstel wird von Henry Jacoby auf neun Seiten als eine vielseitige, kompetente und ihrem Mann in mancher Hinsicht überlegene Schriftstellerin und Psychologin geschildert. Nach Skizzierung der Herkunft von Alice Rühle-Gerstel, ihrer Studien, der von ihr veröffentlichten Bücher - "Freud und Adler" (1924), "Der Weg zum Wir. Versuch einer Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie" (1927) und "Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz" (1932), 1973 vom Verlag "Neue Kritik" neu aufgelegt unter dem Titel "Die Frau und der Kapitalismus" -, der Faszination, die von ihr in öffentlichen Vorträgen und Diskussionen ausging, charakterisiert Jacoby folgendermaßen das Verhältnis von Otto und Alice Rühle:

"Das Zusammenleben und Wirken von Alice und Otto Rühle brachte beiden große geistige Anregungen. Alice lehrte Otto die Adlersche und die Freudsche Psychologie verstehen und Otto führte sie in die ohne doktrinäre Brille gesehene Marxsche Gedankenwelt ein. Die geistige Zusammenarbeit und Symbiose war für Alice nicht immer ohne ein Zurückstecken des eigenen Willens und der eigenen Absichten möglich. Otto verlangte ihre sprachkundige Hilfe, wenn sie mit ihren eigenen Arbeiten beschäftigt war. Aus ihrer Prager Herkunft bezog Alice ein viel ausgedehnteres oft mehr ästhetisch orientiertes Kulturinteresse als Otto, der viel intensiver an seinem politischen Bereich verhaftet und recht eigentlich in Sachsen zu Hause war. Auch die Rücksichtnahme auf Ottos politische Stellung außerhalb aller Lager war nicht immer einfach für sie. Ende der 20er Jahre glaubte sie, ihr Wirken könnte durch Mitgliedschaft in der SPD fruchtbarer werden, aber sie meinte, sie könnte ihm dies nicht antun".(J., S. 133)
Gottfried Mergner hingegen weist ihr in seinen "Anmerkungen" als wesentliches Attribut ihren Freitod zu. In der einzigen Passage, die Alice Rühle-Gerstel betrifft, charakterisiert er sie mit folgenden Worten: "Alice Rühle-Gerstel, d i e i h r e m M a n n s e l b s t m ö r d e r i s c h i n d e n T o d f o l g t e, erfüllt t r o t z ihrer anerkannten und akzeptierten Intelligenz für Henry Jacoby ihre Aufgabe als Frau; d e n n s i e b e d r o h t n i c h t, s o n d e r n v e r s ö h n t. Billigt er seinem väterlichen Idol Otto Rühle zu, daß er ihm Schauer einflößt, daß der Antiautoritäre dem Antiautoritären 'Befangenheit' einflößt..., so versöhnt Alice voller Verständnis, Einfühlungsvermögen und mit geistiger Eleganz immer wieder aufs neue. Doch wie alle Menschen, mit denen sich der Autor tiefer verbunden fühlt, entfaltet auch diese Frau sich erst als Opfer ganz: 'Aber erst in der Emigration erwiesen sich alle ihre menschlichen Qualitäten' (S. 133)".(M., S. 114)
Die mit derartigen Re-Zensierungen verfolgte Intention dürfte klar sein: die Reduktionen, die Mergner bei Rühle-Gerstel, aber auch bei Frieda Jacoby und Els Ascher vornimmt, sollen auf Jacoby zurückfallen.Die Methode, mit der Mergner Frauen- und Männerbeziehungen in Jacobys Erinnerungen deutet, erscheint billig. Erst konstruiert er ein Bild, gegen das er als "emanzipierter Linker" dann - unter dem präsumtiven Beifall der Leser - mit dem Gedankengut der Frauenbewegung der siebziger Jahre zu Felde ziehen kann.
Jenseits derartiger Verfälschungen und Verdrehungen (7) bleibt noch die Frage: Warum darf Alice Rühle-Gerstel nicht durch Freundlichkeit und Einfühlungsvermögen bestechen? Und warum dürfen sich all ihre menschlichen Qualitäten nicht erst unter den schweren Bedingungen der Emigration erweisen? Aber nein, in Mergners Argumentation paßt nur: "Doch wie alle Menschen, mit denen sich der Autor tiefer verbunden fühlt, entfaltet auch diese Frau sich erst als Opfer ganz". (M., S. 114)

Jacoby wird von Mergner als jemand dargestellt, der mit seiner Moral leiden und untergehen will und aus diesem Opfergang eine Art Glaubensbekenntnis macht. Überall in seiner Umgebung finden sich - gleich ihm - Opfer. Die Menschen, die Jacoby in seinen Erinnerungen präsentiert, sind Mergner zufolge skurrile Außenseiter, "Opfer und Randfiguren geschichtlicher Prozesse, die sie zum Zeitpunkt der Begegnung nicht mehr beeinflussen w o l l e n (auf wen trifft das zu?, B.K.) oder nicht mehr können: Curt Ehrlich, der 'Antikriegsminister' Ernst Friedrich, Franz Pfemfert, Otto Rühle u.a. Sie werden in der vorliegenden Schilderung merkwürdig blasse und abstrakte Gestalten: Ihre Sinnlichkeit ist Leiden, ihre Würde ist m e h r o d e r w e n i g e r r e d l i c h e u n d a u f r i c h t i g e L e i d e n s f ä h i g k e i t (diese Unterscheidung ist infam, B.K.) und ihr Handeln ist der mit Notwendigkeit verhallende Mahnruf in der Wüste" (M., S. 114f.). Selbst bei einer Passage, in der Jacoby Unterschiede zwischen seiner Jugendgruppe und der APO benennt (Lebensstandard, Lebensgefühl, Träume) fallen Gottfried Mergner Moral und Opfer ein. Er fragt: "Wie kann man diese Unterscheidung verstehen? Etwa so, daß wer nicht zu den Opfern gehört, keine Hoffnung auf Erlösung hat?" (M., S. 114).

Demgegenüber ist festzuhalten, daß von Mergners "ewigen Opfern", "Reinheit des Gewissens", "Sinnlichkeit" im "Leiden", von einer derartigen Märtyrerpose in Jacobys Buch nichts, aber auch gar nichts vorhanden ist.

Es ist schwer zu verstehen, warum Mergner so allergisch darauf reagiert, daß da einer von den Opfernder NS-Diktatur und des Stalinismus erzählt. Warum kann er nicht zugestehen, daß Jacoby diese Opfer besonders am Herzen liegen, daß es ihm darum geht, diejenigen unter ihnen, die er persönlich kannte, dem Vergessen zu entreißen - wie auch immer sie als Menschen oder im Hinblick auf ihre politische Einstellung gewesen sein mögen. Es ist schwer zu verstehen, daß jemand, der wie Mergner die jüngste deutsche Geschichte kennt, darauf nur mit dem Theorem von einer individuellen bzw. für die 'kleinbürgerlichen Utopisten' spezifischen Leidensbereitschaft zu reagieren weiß. Abgesehen davon, daß Jacoby auf Grund seiner jüdischen Herkunft und seines Lebensweges dazu prädestiniert ist, von Opfern zu berichten, scheint mir, daß es auch in diesem Zusammenhang Mergner selbst ist, der die Opfer - so wie er sie versteht: Opfer, die tendenziell Opfer sein wollten - kreiert, indem er das aktive Moment ihres Handelns in ihrem politischen Engagement vor 1933, in der Illegalität und als Verfolgte unterschlägt. Die meisten Mitglieder der "Freien Jugend", der Jacoby angehörte, kämpften nach 1933 im kommunistischen Widerstand. Ihre Wirkungsmöglichkeiten und ihr Schicksal als Gegner des NS-Systems unterschieden sie in nichts von dem anderer proletarischer Widerstandsgruppen.

Schließlich lassen sich die Charakterisierungen, die Mergner im Hinblick auf die "Jacobys" wählt, auch auf den sozialdemokratischen und kommunistischen Widerstand anwenden. Waren deren Aktive während des Faschismus nicht überwiegend

auch "Randfiguren", verhallte ihr "Mahnruf" nicht auch "mit Notwendigkeit"? Kann über ihre Situation im Untergrund, im KZ, auf dem Hinrichtungsplatz nicht auch gesagt werden: "Ihre Sinnlichkeit ist Leiden, ihre Würde ist ... redliche und aufrichtige Leidensfähigkeit"?
Auf der ersten Seite seiner "Anmerkungen" zitiert Mergner ein Resümee Jacobys, in dem dieser die Bedeutung der Gesinnung in extremen Situationen unterstreicht: "Auf dem Weg durch Gefängnisse, Lager und Fährnisse des Exils fanden sich stets ohne Rücksicht auf einst trennende Grenzen der Organisationen oder des Glaubens jene, die ihre Gesinnung ungeeignet machte, Rollen des Bösen auf der Bühne des Welttheaters zu spielen, für die im großen wie im kleinen die Nachfrage immer reichlich ist" (J., S. 221). Mergner zieht auf der Grundlage dieses Zitates das zu seiner Opfertheorie passende Fazit: "Am Schluß bleibt ihm dann nur noch die Gemeinschaft der vereinzelten Individuen, die nichts mehr als ihre Unfähigkeit zur Macht verbindet" (M., S.113).
Abgesehen davon, daß seine Interpretation im Gegensatz zu Jacobys Aussage von der gemeinschaftsstiftenden Funktion der Gesinnung steht, liest sich das so, als sei die Vereinzelung von den Widerstandskämpfern und Emigranten selbst herbeigeführt, selbst gewünscht und nicht vor allem auch das Ergebnis von gesellschaftlichen Prozessen, Lebensumständen und nicht überbrückbaren politischen Gegensätzen der sozialistischen Antifaschisten untereinander. Anstatt deutlich zwischen kollektiven (Zwangs-) Lagen im historischen Prozeß und der Reaktion (smöglichkeit) des Einzelnen zu unterscheiden, lastet Mergner Jacoby die Vereinzelung des Exils als individuelle "Unfähigkeit" an.
Mit den zitierten Formulierungen macht sich Mergner zum Richter - doch bleibt der Standort völlig im Verborgenen, von dem aus er urteilt. Seine Interpretation von der "Unfähigkeit zur Macht" der angeblich kleinbürgerlichen 'Utopisten' legt nahe, daß diese anders hätten handeln sollen und daß es Alternativen gab. Aber welche? Hätten sie aus "kleinbürgerlichen" zu 'echt proletarischen' Kommunisten werden sollen? Hätten sie - sofern sie keine Juden waren - sich in die 'innere Emigration' zurückziehen sollen? Oder hätten sie sich gar den "Schlächtern" anschließen sollen? Oder geht es Mergner jenseits der Frage nach den historisch gegebenen Handlungsmöglichkeiten darum, mit dem distanzierten Blick des Politologen, der das "ausgehende Jahrhundert des Kleinbürgerschreckens" zu überblicken vermag, den Nachweis zu führen, daß die gesellschaftlichen Kämpfe unabhängig vom Willen und Bewußtsein ihrer Protagonisten mit dem bekannten Ergebnis enden mußten?

... und das Geschichtsbild

Überall dort, wo für den durch glückliche Umstände Nachgeborenen Betroffenheit, Anteilnahme, die Pflicht zur Überlieferung und sachlich-kritische Auseinandersetzung am Platze wäre, findet der Leser in Mergners "Anmerkungen" Distanz, Abwertung (8) und schließlich den sprachlich ungenauen und inhaltlich

nicht präzisierten "Nachweis", daß die "kleinbürgerlichen" Täter und die ebenfalls "kleinbürgerlichen" Opfer in einem engen Zusammenhang stehen. "Im ausgehenden Jahrhundert des Kleinbürgerschreckens, in dem aktiv mordend oder passiv leidend die Zwischenschichten die politische Erscheinungsebene mit ihrem Terror, aber auch durch ihre kreativen Differenzierungen entscheidend gestaltet haben, in diesem auslaufenden 'seculo fascismo' sind der Fremdenhaß wie der Eigenhaß, die moralische Utopie wie der kleinbürgerliche terroristische Zukunftsstaat die verschiedenen Erscheinungen der gleichen sozialen Lage. Das Buch von Henry Jacoby dokumentiert - so wenig dies als Kritik an seinem Leben und an seinem Lebensbericht aufgefaßt werden darf - (nach zweieinhalb Seiten Polemik mit oben skizzierten Mitteln ist diese Parenthese schon ein starkes Stück, B.K.), daß der moralische Rigorismus der 'ewigen Opfer' der Rigorosität der machtbesessenen Schlächter zugeordnet war. Der Kulturboden auf dem beides entsteht, auf dem beide so grausam aufeinanderstoßen, ist die gesellschaftliche Objektivität, an der die Illusionen der kleinbürgerlichen Söhne, eine individuelle Persönlichkeit, persönliche Moral und individuelle Handlungskompetenz verwirklichen zu können, zugrunde geht" (M., S. 115).
Wie soll man das verstehen? Spielte sich die gesellschaftliche Auseinandersetzung in den zwanziger und dreißiger Jahren zwischen zwei Fraktionen der Zwischenschichten ab? Und wo bleibt die Arbeiterklasse? Wer gehörte neben Jacoby noch zu der 'moral-utopischen Fraktion' der Zwischenschichten? Inwiefern bzw. wie war der "moralische Rigorismus" der Opfer der "Rigorosität" der "Schlächter" zugeordnet? Etwa in dem Sinne, daß die sich selbst hassenden Opfer den Haß und die Aggressivität der Mörder auf sich zogen oder vielleicht sogar auf sich ziehen mußten? Wo finden sich in Jacobys Erinnerungen Hinweise auf Selbsthaß? Wie kann der traurige Haufen der sich durch Selbsthaß, Leidenswilligkeit und "Unfähigkeit zur Macht" auszeichnenden Opferlämmer à la Jacoby mit der millionenstarken Bewegung der "machtbesessenen Schlächter" "so grausam a u f e i n a n d e r s t o ß e n"?
Das Zitat von Mergner zeigt, in welche Konfusion man gerät, wenn man unter Ausblendung der maßgeblichen sozialen Kräfte, politischer Konstellationen und der Politik der Großorganisationen das Verhalten einer kleinen Gruppe mit politökonomischen und psychologischen Kategorien interpretieren will. Flugs wird diese Gruppe dann implizit zum eigentlichen Gegenspieler des Faschismus und ganz irreale Ansprüche und Erwartungen werden an sie herangetragen. Umgekehrt gerät Mergner aus dem Blick, daß soziologische Erkenntnisse über das durchschnittliche Verhalten von sozialen Gruppen, Schichten und Klassen nicht aus einer individuellen Biographie abgeleitet bzw. an ihr exemplifiziert werden können. Einen Beleg dafür, wo sich in Jacobys Erinnerungen die postulierte Beziehung zwischen Opfern und Tätern findet, bleibt Mergner schuldig und muß ihn m.E. schuldig bleiben. Seine "Anmerkungen" sind ein politologisches Konstrukt, das er - in der vorgestellten Manier - nahezu jeder anderen Autobiogra-

phie eines Sozialisten und Antifaschisten hätte überstülpen können.
Die Quintessenz von Mergners "Anmerkungen" besteht in seinem Theorem vom Untergang der "Illusion der kleinbürgerlichen Söhne, eine individuelle Persönlichkeit, persönliche Moral und individuelle Handlungskompetenz verwirklichen zu können" (M., S. 115). Sein Resümee lautet: "Mit Recht sieht Jacoby - und damit weitsichtiger als die Mitglieder der Studentenrevolte der 60er Jahre - daß sich durch den 2. Weltkrieg Grundsätzliches geändert hat: Die technische und bürokratische Vereinheitlichung läßt anarchistische oder soldatische Träume der Söhne aus den deklassierten Zwischenschichten nicht mehr zu... Die Vergangenheit wurde e n d g ü l t i g im zweiten Weltkrieg zusammengebombt und im 'Wiederaufbau' zugrunde saniert. Henry Jacobys Buch wird d a d u r c h zu einer Quelle der G e s c h i c h t e d e r Z e r s t ö r u n g d e r I d e o l o g i e d e r P e r s ö n l i c h k e i t" (M., S. 115).
Angesichts der in Deutschland zutage liegenden Kontinuitätsstränge im Hinblick auf Gesellschaftsstruktur und Bewußtseinslagen (politische Einstellungen, Geschichtsbewußtsein) großer Teile der Bevölkerung muß eine derart apodiktische Feststellung erstaunen. Wie soll man sich die Vernichtung - im Unterschied zur Verdrängung - von Vergangenheit im Bewußtsein von Menschen überhaupt vorstellen? Können historische Prozesse menschliche Werte und Wertvorstellungen ein für allemal zerstören? Im übrigen: Wenn der 2. Weltkrieg und die Nachkriegszeit eine solche radikale historische Zäsur begründen (9), warum kann Mergner Jacoby im Hinblick auf die zwanziger und dreißiger Jahre dann nicht als "Träger" von Moralvorstellungen bestehen lassen? Stattdessen zieht sich die Polemik gegen Jacobys Anspruch auf Gesinnung, die von Mergner als arrogant-überhebliche, kleinbürgerliche Attitüde gesehen wird, durch die ganzen "Anmerkungen". Gerade die Gesinnung, die Überprüfung sozialistischer Theoreme an der Wirklichkeit, das ständige Überdenken der Ziel-Mittel-Relation - Erkenntnisse, die Jacoby zum Teil erst in der Emigration nach den Erfahrungen mit den Kommunisten im Spanischen Bürgerkrieg, mit dem Hitler-Stalin-Pakt usw. kamen (10) -, die Unfähigkeit zum Mißbrauch der Macht (nicht: des Gebrauchs der politischen Macht) sind es, die laut Mergner - unbewiesen - in die "Gemeinschaft der Opfer", in die politische Isolation führen. Und wenn es so wäre? Lautet die Alternative dazu, daß das politische Ziel die Mittel heiligt? Mergner will dem Leser weismachen, bei dem Anspruch auf persönliche Moral handele es sich um eine "kleinbürgerliche Ideologie". (11) Seine Gleichsetzung von Moral mit "kleinbürgerlicher Ideologie" geht jedoch an der historischen Realität vorbei. Das, was er am Beispiel des "Moralphantasten" Jacoby ad absurdum zu führen versucht, den Anspruch und das Bemühen, aus politischen Analysen Konsequenzen für das eigene persönliche Leben zu ziehen, durch persönliche Verantwortlichkeit, politische Aufklärung und kollektives Handeln die Grundlagen für eine bessere Gesellschaft zu legen, zeichnete - theoretisch unterschiedlich begründet - große Teile der alten Arbeiterbewegung aus und war als Norm und

praktizierte Solidarität in vielen Gruppen und Organisationen lebendig. Trifft dies schon auf die Arbeiterbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik zu, so kann gar nicht genug betont werden, welchen Stellenwert persönliche und kollektive Moral wie individuelle Handlungskompetenz unter den Bedingungen der Nazi-Diktatur erhielten. Neben historisch gewachsenen politischen Überzeugungen wurden sie Grundlage und Motor des antifaschistischen Widerstandes wie auch zentraler Bestandteil des Zukunftsbildes vom "anderen Deutschland". Schließlich waren beide für die Widerstandskämpfer und alle Nichtangepaßten überlebenswichtig. So ist es kein Zufall, daß die kleinen, auf großem Engagement und Eigenverantwortlichkeit ihrer Mitglieder fußenden Kadergruppen wie der ISK, Neu Beginnen, Rote Kämpfer, SAP, KPO, die Deutsche Volksfront einen erheblichen Teil des Widerstandes gegen das "Dritte Reich" trugen. (12) Angesichts des Scheiterns dieses Widerstandes stellt sich schließlich die Frage: Warum - wenn nicht wegen seiner moralisch-politischen Kraft und Legitimation - sollte der Auseinandersetzung mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus in unserer Geschichte und für die demokratische und sozialistische Tradition in Deutschland besondere Bedeutung zukommen?
Darüber hinaus bleibt Mergner den Nachweis schuldig, wie eine demokratische oder sozialistische Gesellschaft ohne Werte wie persönliche Moral und individuelle Handlungskompetenz gedacht werden kann? Wie soll ohne sie überhaupt Hoffnung auf persönliche und gesellschaftliche Emanzipation möglich sein?
Am Schluß dieser Gegenkritik bleibt eine Reihe von unbeantworteten Fragen. An verschiedenen Punkten wurde mir nicht klar, von welchem Standort aus Merger kritisiert und was er eigentlich will bzw. worauf er hinauswill. Deutlich wird immerhin, daß er sich selbst in der Tradition der "Jacobys" sieht, z.B. indem er sich - unter Hinweis auf die veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse - von ihrer "Moral der Enthaltsamkeit, der Arbeit und des Machtverzichts" (M., S. 115) abgrenzt. Aber was bedeutet das positiv? Was ist der Antipode zu dem angeblichen Machtverzicht der Opfer? Welche Bewegung, Gruppe oder Partei wird von Mergner beschworen, wenn er von "unseren Revolten" spricht und dabei ein kollektives, den Leser des "Archiv" einbeziehendes "wir" gebraucht? Die eingangs gestellte Frage nach den Ursachen für Mergners Affektionsausbruch bleibt! Warum setzt er sich mit Jacoby nicht argumentativ-politisch auseinander, sondern versucht im Stile früherer studentischer K-Gruppen das zu verneinen - und nun sogar mit dem Argument gesellschaftlicher Objektivität -, was das Wesen seiner eigenen "Jugendbewegung" ausmachte?

Anmerkungen

(1) In der Nr. 5 des "Archiv" veröffentlichte Gottfried Mergner "Anmerkungen" zu dem 1. Band der politischen Erinnerungen von Henry Jacoby, Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus. Erlebnisse und Begegnungen. Geschichte einer Jugend links-außen in der Weimarer Republik, Frankfurt 1980. Die "Anmerkungen" können nicht unwidersprochen bleiben. Selbst Rezensent des Buches (in: IWK 1981, H. 4), sehe ich mich zu folgender Anti-Kritik veranlaßt. Gottfried Christmann und Karljo Kreter, die die beiden Texte mit mir diskutierten, danke ich für ihre Anregungen u und Hilfe. Der Aufsatz Mergners wird im folgenden mit M., die Erinnerungen Jacobys mit J. zitiert. Alle Hervorhebungen in Zitaten stammen von mir.

(2) s. dazu weiter unten

(3) Vgl. neben Jacobys Erinnerungen die 1951 erschienene Gedenkschrift von Sebastian Franck (d.i. Henry Jacoby): Soziologie der Freiheit. Otto Rühles Auffassung vom Sozialismus sowie das Vorwort "Otto Rühle: Kurzer Abriß seines Lebens" in dem von Jacoby 1977 posthum herausgegebenen zweiten Band von Rühles Illustrierter Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats. Gottfried Mergner publizierte 1973 unter dem Titel "Arbeiterbewegung und Intelligenz" seine Dissertation, die sich in erster Linie mit den politischen Lernprozessen des Politikers und sozialistischen Theoretikers Otto Rühle auseinandersetzt. 1971 gaben Mergner und Jacoby in der ro-ro-ro-Reihe "Texte des Sozialismus und Anarchismus" je einen Band Schriften Rühles aus der Emigration heraus: G. Mergner (Hrsg.): Otto Rühle. Schriften. Perspektiven einer Revolution in hochindustrialisierten Ländern; H. Jacoby (Hrsg.): Otto Rühle. Baupläne für eine neue Gesellschaft. Mit einem Vorwort und einem Essay "Utopie als Gegenbild" von Henry Jacoby.

(4) Mergners Resümee ist falsch. Bei den von ihm zitierten "Entwicklungsstufen" "jüdische Herkunft", "Jugendbewegung", "anarchistische Vorschule", "Das marxistische Apperzeptionsschema" geht es nicht um die Zugehörigkeit zu politischen "Gruppierungen", wie Mergner durch seine Formulierung nahelegt; auch werden die "Entwicklungsstufen" nicht von "immer neuen" Erkenntnisstufen aus kritisiert. Vielmehr versucht der Autor aus der Rückerinnerung der siebziger Jahre die für ihn prägenden Sozialisationsfaktoren und geistigen Einflüsse in einem abschließenden Teil unter diesen vier Aspekten zu systematisieren.

(5) In Paris, wohin er Ende 1936 mit seiner Frau übersiedelte, war Jacoby u.a. Leiter eines Heimes für jüdische Waisenkinder. Bei Kriegsausbruch interniert, später in einem südfranzösischen Lager, 1940 Flucht nach Portugal und mit Hilfe von Max Horkheimer Einreise in die USA. Nach Kriegsende bei der "Food and Agriculture Organisation" der UNO in Washington, Rom und Genf tätig, zuletzt als Direktor der gemeinsamen Abteilung der FAO und der Europäischen Wirtschaftskommission in Genf. Seit 1950 war Jacoby Mitarbeiter der von Fritz Lamm und Fritz Opel herausgegebenen linkssozialistischen Zeitschrift "Funken"; nach seiner Pensionierung 1968 veröffentlichte er zwei soziologische Untersuchungen: "Die Bürokratisierung der Welt", Neuwied u. Berlin 1969 (neue Auflage: Frankfurt/M., New York: Campus, 1984) und "Beiträge zur Soziologie der sozialistischen Idee", Wiesbaden 1973. 1982 erschien der zweite Teil von Jacobys Erinnerungen unter dem Titel "Davongekommen". 10 Jahre Exil 1936-1946. Prag-Paris-Montauban-New York-Washington. Erlebnisse und Begegnungen, Frankfurt/M.: Sendler-Verlag.

(6) So ist Mergners Bemerkung "Nicht einmal die Briefe Friedas aus Prag, die ihm im Gefängnis zum Durchhalten verholfen haben, kommen zum Reden, ihr Inhalt bleibt verborgen" (M., S.114) bestenfalls gedankenlos. Die Erinnerungen Jacobys enthalten keinen Hinweis darauf, daß sie noch existieren könnten; angesichts seines Lebensweges ist das nicht sehr wahrscheinlich.

(7) Auf S. 225f. äußert sich Jacoby zusammenfassend zur Jugendbewegung der 20er Jahre und vergleicht sie mit den "radikalen Gruppierungen in den 60er und 70er Jahren". Neben der unterschiedlichen sozialen Zusammensetzung, den materiellen Verhältnissen, hebt er ab auf das unterschiedliche Lebensgefühl: "Es war wohl aber gerade das Elend der Zeit, das ihnen das Gefühl gab, daß die große Änderung bevorstehen mußte, und daß ihre Träume in Erfüllung gehen würden. Sie kannten nicht das Gefühl, für das man später das amerikanische Wort 'frustration' in die

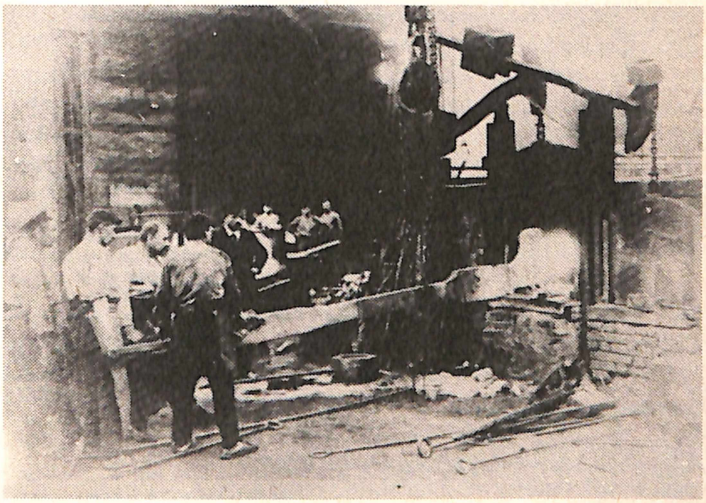
deutsche Sprache einbürgerte. Sie suchten nicht vergeblich nach einer Sinngebung für ihre Existenz. Sie hatten nicht das Gefühl der Vergeblichkeit ihres Tuns." Ist Mergner der Ansicht, daß dieser Sachverhalt nicht stimmt? Warum muß er den Vergleich in seine Opfertheorie einbauen? Absolut unredlich verfährt er im folgenden, wenn er als Jacobys Auffassung zusammenfaßt und zitiert: "Wer sich nicht bescheiden muß, findet nicht zu der 'Ehre, die der Arbeit zukam' (S.226)" (M., S.114). Bei Jacoby ist diese Stelle deutlich als Zitat aus Ulrich Linse: Anarchistische Jugendbewegung 1918-1933 gekennzeichnet und steht zudem in einem sozialgeschichtlichen Interpretationszusammenhang. Der Absatz lautet: "Diese Jugendlichen (der "Freien Jugend", B.K.) gehörten einer zahlenmäßig unbedeutenden Gruppierung an, sie waren aber Teil der Jugendbewegung... Insbesondere aber fühlten sie sich als Teil eines anderen Ganzen, der Arbeiterbewegung... Die Tradition der sozialistischen Arbeiterbewegung, an der sie teilhatten, umfaßte aber auch von ihren handwerklichen Ursprüngen her den Stolz des Arbeitsmannes auf seine Arbeit. Diese Jugendlichen, sie mochten ausgenutzte Lehrlinge oder Arbeitslose ohne Chance auf Arbeit sein, glaubten an die Ehre, die der Arbeit zukam. Ebenda (Linse, B.K.), S.7."
Ist es bloße Unachtsamkeit, wenn Mergner im Hinblick auf die von Jacoby porträtierten Personen schreibt: "Wenn sie wie Ernst Friedrich eine gewisse Zeit lang Popularität haben, sind sie dem Autor sofort unsympathisch bzw. begegnet er ihrer 'Unseriösität' mit Mißtrauen. Auch der Bekannteste unter ihnen, Otto Rühle, wird erst zu dem Zeitpunkt zur Kenntnis genommen, wo er sich schon grollend und räsonnierend zur wissenschaftlichen Publizistik und zur Sektenpredigt zurückgezogen hat" (M., S.115). Hätte er dem Kapitel "Begegnung: Otto Rühle" (J., S.89) nicht entnehmen können, daß Jacoby Rühle 1923, d.h. im Alter von achtzehn Jahren kennenlernte? Ist es nicht absurd, von einem Achtzehnjährigen zu verlangen, er hätte Rühle schon fünf Jahre zuvor zur Zeit seiner Spartakus- und KPD-Mitgliedschaft kennenlernen sollen? Und was trägt es inhaltlich aus, wo doch für den Jugendlichen Jacoby gerade Rühles Pädagogik, i.e. "Sektenpredigt" bedeutsam wurde?
(8) Vgl. Mergners Umgang mit der Zigaretten-Szene im SS-Columbia-Haus. Mergner operiert hier ganz mit dem Mittel der Verächtlichmachung. Das, was von ihm höhnisch als "Gedankentiefe" des Bildungsbürgers Jacoby abgewertet wird, war das Credo der deutschen Jugendbewegung, aber auch von Teilen der Arbeiterbewegung. Des weiteren übergeht Mergner das Problem, daß die Unabhängigkeit von Suchtmitteln in extremen historischen Lagen für die Kampffähigkeit einer sozialen Gruppe oder Klasse von überlebenswichtiger Bedeutung ist. Ist die in dem Zitat angesprochene Entsolidarisierung aller Häftlinge bis auf einen mit Jacoby für den Preis einer Zigarette nicht nachdenkenswert?
(9) Wenn die Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg endgültig zusammengebombt wurde und der Satz gilt: "Henry Jacobys Buch wird dadurch zu einer Quelle der Geschichte der Zerstörung der Ideologie der Persönlichkeit" (M., S.115), wie kann Mergner dann gleichzeitig Jacoby vorwerfen, daß dieser 1969 jegliche Verwandtschaft zwischen der "Freien Jugend" der zwanziger Jahre und der "neuen Jugendbewegung" des SDS leugnete ? Mergners Argumentation besteht doch darin, daß diese Gruppen nach 1945 aus objektiven Gründen gar keine Nachfolger haben konnten.
(10) Auch unter dem Eindruck dieser Entwicklung verfaßte Jacoby 1938 eine Schrift, die 1947 unter dem Pseudonym Sebastian Franck im Bollwerk-Verlag Offenbach erschien. 1972 wurde sie unter dem alten Titel "Zur Kritik der politischen Moral. Ein Beitrag zur Konzeption einer neuen sozialistischen Bewegung" vom Prolit-Buchvertrieb Gießen neu herausgegeben.
(11) Mergners Umgang mit dem Begriff "kleinbürgerlich" demonstriert, wie problematisch dieser ist. Als soziologischer Kategorie kommt ihm in den "Anmerkungen" keine analytische Qualität oder Aussagekraft zu. Was vermag diese Kategorie zudem über Menschengruppen und Schichten auszusagen, solange sie nicht mit Angaben über deren Bewußtsein gekoppelt wird (das eben nicht kleinbürgerlich zu sein braucht. Dagegen wird bei Mergner die bekannte Methode deutlich, die Kategorie "kleinbürgerlich" im Sinne eines moralisch-politischen Kampfbegriffes dazu

zu benutzen, um bestimmte Individuen, Gruppen, Parteien auszugrenzen, d.h. moralisch zu disqualifizieren.
(12) Schließlich liegt Mergners Abwertung der "persönlichen Moral" quer zur historischen Erfahrung. Es gab unter der NS-Diktatur nicht nur die Alternative Mitmachen oder Widerstand sondern ein breites Spektrum von Verhaltensmöglichkeiten zwischen diesen beiden Polen. Wie jemand in einer konkreten Situation im Hinblick auf seine Berufsperspektive, gegenüber einem jüdischen Nachbarn, einem sowjetischen Kriegsgefangenen etc. handelte, hing eben nicht bzw. nicht nur von seiner Klassenlage ab, sondern in ganz besonderem Maße auch von seiner Moral, von seinen bisherigen Erfahrungen und seiner politisch-menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit.

Doppel-Nummer

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit



No. 2/3

Karin Kramer Verlag Berlin

Inhalt

Zwischen Autonomie und Philanthropie. Zu den Anfängen der Arbeiterbildung in England
Johannes Knief und seine Region. Teil II
Der „wilde" Rotterdamer Hafenstreik 1979
Statische Repräsentanz: Kommunistische Öffentlichkeit in einer Kleinstadt der Weimarer Republik

Peter Wienand

Der „geborene" Rebell

Rudolf Rocker · Leben und Werk

Inhalt

Peter Wienand
Russel und Rocker – Zur Anregung vorweg

Kapitel I
Rudolf Rocker – Vom Sozialdemokraten zum Anarchisten

Der „geborene" Rebell
Kindheit in Mainz
Der Bücherschrank des „Petter"

Der Sozialdemokrat
Die sozialistische Bewegung in Mainz
Der Aufstand der „Jungen"
In Opposition

Der Weg zum Anarchismus
Entdeckung Bakunins in Brüssel
Der Anarchismus in Deutschland
David gegen Goliath

Kapitel II
Paris, Rue St. Honoré 146

Die Weltstadt an der Seine
Von der „Propaganda der Tat" zum „Syndikalismus"
Das jüdische Emigrantenmilieu

Die ersten Londoner Jahre
Das „Emigrantenparadies" an der Themse
Erste Eindrücke und Aktivitäten
Die sozialistische Bewegung Englands
Neue Freunde und Feinde

Im „East End" Londons
Milly Witkop
Die jüdische Arbeiterbevölkerung Londons
Die sozialistischen Anfänge

Über das „East End" hinaus
Der international bekannte Genosse
Die amerikanische Vortragsreise
Der Ausbruch des Krieges 1914
Zwischenbilanz

Der „feindliche Ausländer"
Zivilgefangener Nr. 4040
Die russische Revolution 1917
In Holland

Kapitel III
Der Aufschwung des deutschen Syndikalismus

Im revolutionären Berlin
Entwicklung des Syndikalismus in Deutschland
Rudolf Rocker und die FAUD

Eine internationale Karriere
Im Knotenpunkt des Geschehens
Die Gründung der IAA
Der Sekretär der anarchosyndikalistischen Internationale

Der „Rückfall in die Barbarei"
Die FAUD nach 1923
Rudolf Rocker und die deutschen Anarchisten
Bis zum bitteren Ende

Der „Theoretiker des Anarchosyndikalismus"
„Die Entscheidung des Abendlandes"
Auf der Suche nach neuen Wegen

Kapitel IV
Im zweiten Exil

Auf der Suche nach einer neuen Heimat
Die spanische Tragödie
Die Zeit des zweiten Weltkrieges

1945 - 1958
Die „Lehren" aus der Katastrophe
„Zur Betrachtung der Lage in Deutschland"
Ein erfülltes Leben

Literaturverzeichnis

Namensregister

460 Seiten **49.80 DM**

Karin Kramer Verlag
1000 Berlin-Neukölln (44), Braunschweiger Straße 22

Wolf Raul

THESEN ZUM INTELLEKTUELLEN GEBRAUCH

"Dort habe ich einen nach Techniken des antinazistischen Widerstandes befragen wollen, er hat aber nichts Ausführliches mitzuteilen Lust gehabt. Er meinte, es sei eine Frage der Machtverhältnisse, welcher Seite die Verbreitung von einem Wissen gerade nützt, und im Augenblick nütze das Wissen von Widerstand eher der Polizei; da wolle er es lieber mit ins Grab nehmen."
(Harun Farocki: Zwischen zwei Kriegen, in: Filmkritik 263/1978, S.603)

1
In der Geschichte der organisierten deutschen Arbeiterbewegung ist ein Begriff von Geschichte zum Tragen gekommen, der um die Annahme eines gesetzmäßigen, letztlich ökonomisch bedingten Fortschritts zentriert ist; zum Träger und Vollender dieser historischen Gesetzmäßigkeit wird, aufgrund seiner spezifischen sozialen Lage, das Proletariat. Dieser Begriff eines historisch-gesetzmäßigen Fortschritts, der seine massenwirksame Ausarbeitung in der frühen Sozialdemokratie fand, ist jedoch nicht auf diese beschränkt; er ist wesentlicher Bestandteil auch der organisierten Stränge der deutschen Arbeiterbewegung, die ihr Selbstverständnis nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie gewonnen haben: sowohl die anarchistischen als auch die (links-)kommunistischen Abzweigungen sind durch dieses sozialdemokratische Geschichtsverständnis infiziert. Die wesentlichen Differenzen bewegen sich eher im Umfeld organisatorischer Fragen: Partei - Gewerkschaft, Massen - Führer, Zentralisierung, Klassenbewußtsein; gemeinsam ist allen der unerschütterliche Glaube an die Idee des Fortschritts aus historischer Gesetzmäßigkeit.

"Die Intellektualität, die zur Arbeiterklasse gekommen ist, ist auch eine Maßregel."
(Harun Farocki, ebd., S.600)

2
Die historische Wahrheit des Fortschritts sowie seine Rolle als Träger dieser Wahrheit sind dem Proletariat als solchem jedoch nicht bewußt: Zur Bewußtwerdung bedarf es des konvertierten bürgerlichen Intellektuellen. Dieser tritt als organisierender Produzent bzw. Vermittler von welthistorischem Sinn auf: Der wirkliche

Gehalt dieses Auftritts besteht jedoch nicht in der Organisation des Proletariats, sondern in der Organisation seiner selbst. Diese intellektuelle Produktionsweise, verstanden als Reproduktion des Intellektuellen in einem neuen historischen Umfeld, hat ihren konstitutiven Ort im Dreiecksverhältnis von geschichtsimmanentem Fortschritt, Proletariat als materiellem Träger von Fortschritt und Intellektuellem als vermittelnder Instanz. In der Rolle als Sinnproduzent und Sinnvermittler ist der Intellektuelle somit nicht nur sinnzuweisend im Hinblick auf das Proletariat, sondern gerade auch im Hinblick auf sich selbst. In dieser Rolle von Sinnzuweisung dominiert der Intellektuelle die Geschichte der Arbeiterbewegung gleich zweifach: aktuell, indem er als Organisator tätig wird, und im Nachhinein, indem er sie auf den (welt-)historischen Begriff bringt.

"Tatsächlich war die Abspaltung der KAPD von der opportunistischen dritten Internationale auf einer marxistischen Analyse der neuen Periode und auf einem Verständnis der Aufgabe und Rolle der Partei gegründet: es handelt sich nicht mehr darum, die "Massen" zu gewinnen oder die Arbeiterklasse zu "organisieren", sondern darum, das kommunistische Programm in der Arbeiterklasse zu verteidigen gegen alle Illusionen, die das Proletariat immer noch hat." (Grundprinzipien der Internationalen Kommunistischen Strömung, Januar 1976, S.3)

3

In dieser Einschätzung schimmert eine Erfahrung durch, die sich spätestens seit den Jahren 1917-1920 zum Mythos proletarischer Selbstverwaltung verfestigt hat: in Folge des schnellen Auftauchens und Verschwindens der Räte, ihrer zeitlichen Diskontinuität, ihrer Zeitlosigkeit, scheint der Intellektuelle seiner traditionellen Funktion enthoben. Sowohl in seiner Rolle als Organisator des Proletariats, hinter der er die Tatsache seiner Selbstorganisierung versteckt, als auch in seiner Rolle als Vermittler eines Begriffs von historisch notwendigem Fortschritt scheint er überflüssig zu sein. Das, was vorausschauend nicht zu fassen ist, auf das hin sich nicht organisierend und sinnvermittelnd eingreifen läßt, kann nicht mehr zum Bezugspunkt der eigenen Geschichte werden. Die zum Mythos geronnene Erfahrung proletarischer Selbstverwaltung hat die intellektuelle Besetzung des Proletariats zur Illusion werden lassen. Indem der Intellektuelle sich diesem Mythos, der seine eigene Rolle entzaubert hat, gegenübersieht, ist er gezwungen, ihn zu entziffern: Der Mythos wird ins Bewußtsein gehoben und damit Geschichte.

"Noch sperrt der Klüngel der bürgerlichen Historiker... die Universitäten. Deren Eroberung ist eine wichtige Etappe auf dem Wege der Revolution."
(A. Erfa, Materialistische Geschichtsauffassung, in: Geist. Halbmonatsschrift der zielbewußten Sozialisten, Jg. 1, 1920, Heft 1, S.7)

4

Der Moment, in dem der Mythos proletarischer Selbstverwaltung auftaucht, wird zum historischen Schnittpunkt, an dem die Figur des linken Intellektuellen in drei Gestalten erscheint und verschiedene Wege einschlägt. Der Hüter und Vermittler einer den Organisationen unmittelbar verbundenen Lehre, wie er sich beispielhaft in der Person Kautskys findet, hat endgültig ausgedient. Im Kontext verschiedener häretischer Bewegungen versuchen vereinzelte Intellektuelle in einer orthodoxen Rückbesinnung auf den originären Marxismus diesen revolutionstheoretisch neu zu definieren. In universitären und anderen Bildungseinrichtungen etabliert sich, analog zu einer die Organisationen nach und nach dominierenden bürokratischen Intelligenz, die schließlich im "realen Sozialismus" direkte Herrschaftspositionen übernimmt, eine linke akademische Intelligenz, der in dem Maße, in dem ihr Marxismus wissenschaftlicher und systematischer wird, der Bezug zu realen Klassenauseinandersetzungen verloren geht. Die Türen, die sich für die linke akademische Intelligenz geöffnet haben, schließen sich hinter ihr. Die Blicke aus dieser geschlossenen Anstalt erweisen sich als vereinnahmende Gesten der zu Ethnologen gewordenen Akademiker. Im Versuch der Wiederaneignung einer ihr fremd gewordenen Landschaft der sozialen Bewegungen erweist sich die linksakademische Intelligenz als Totengräber dieser sozialen Bewegungen.

"Man hätte die Gedanken verbrennen müssen, bevor sie dem Feind in die Hände fallen."
(Harun Farocki, ebd., S.564)

5

Den Versuchen, die Geschichte der "eigentlichen Arbeiterbewegung" zu schreiben, um somit das Mißverständnis eines historisch notwendigen, vom Proletariat getragenen Fortschritts aus der Perspektive der zuerst Betroffenen zurechtzubiegen, liegt eine doppelte Gefahr der Festschreibung der historisch gewordenen Niederlagen der Arbeiterbewegung zugrunde: Nicht nur, daß sie die Niederlagen, die bisher als Fehler der Organisationen bzw. deren Führungen beschrieben worden sind, von unten her nachvollzieht und damit ihre integrationistischen

Auswirkungen als logisch daraus ableitbare Folgerungen einsichtig zu machen versucht; stärker wiegt, daß sie durch die Dechiffrierung ökonomischer, politischer und sozialer Mikrostrukturen innerhalb der Arbeiterklasse diese Strukturen für eine sozialtechnologisch fungierende Macht instrumentalisierbar macht. Wissen, sofern es verfügbar ist, hat die Tendenz, machtdienlich zu sein. Die linke Intelligenz, durch den Mythos der Selbstverwaltung in ihrer Rolle, die sie sich durch die Subsumption des Proletariats unter ein welthistorisches Fortschrittsmodell geschaffen hatte, entzaubert, sieht sich einer Tendenz gegenüber, ihr ehemals eher direktes Gewaltverhältnis dem Proletariat gegenüber in ein indirektes umzuändern. Ihr Wissen, einst gewaltsam durch Interpretation, wird jetzt gewaltsam, indem es zur Basis für ein sozialtechnologisches Herrschaftsmodell wird. Die intellektuellen Produzenten des sozialdemokratischen Fortschrittsmodells haben somit, wenn auch im Negativen, Recht behalten: Der Fortschritt, der ein solcher des befreienden und befreiten Zustandes sein sollte, ist zum Fortschritt einer Sozialtechnologie geworden, die alles und jedes in einem Zustand der totalen Kontrolle festschreibt.

"...und sehen zu wie die Intellektuellen
vorbeigehen."
(Jack Kerouac, Lonesome Traveller,
Reinbek 1981, S.113/114)

6

Die Bürokratisierung und Integration der aus einer marxistischen Tradition kommenden Arbeiterorganisationen einerseits sowie die Akademisierung des Marxismus andererseits führten dazu, daß die Tradierung eines revolutionstheoretisch verstandenen Marxismus in kleinen Gruppierungen marginalisiert wurde. Die Erfahrungen des Faschismus und des Stalinismus sowie die Tatsache, daß die organisierte Arbeiterbewegung der Faszination, die der Faschismus auch auf das Proletariat ausübte, nur wenig entgegenzusetzen vermochte, trieben die Selbstreflexion der häretischen Intellektuellen zu einem Punkt, von dem aus der Bezug auf das Proletariat als eigentlichem Subjekt transzendierender Veränderung vielfach illusorisch erschien. Die grimmige Scherzfrage nach dem Proletariat und die Erkenntnis, daß der wissenschaftliche Sozialismus keinerlei monopolistischen Ansprüche auf sozialrevolutionäre Bewegungen erheben konnte, markieren endgültig den Punkt, an dem der Intellektuelle sich nicht mehr in vorgeblich wohlmeinender Absicht als Intelligenz organisieren und sich der einen oder anderen Klasse oder Organisation andienen kann.

"...den allzu großen Fortschritt des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft."
(Ernst Bloch, Erbschaft dieser Zeit, Ges. Werke 4, S.66)

7

Der Versuch, eine wirkliche Geschichte der Arbeiter und ihrer Organisationen zu schreiben, kann sich nicht darauf beschränken, ökonomische, soziale und politische Fakten zu entziffern. Diese Entzifferung hat nur dann eine Chance, der sozialtechnologischen Vereinnahmung durch die Macht zu entgehen bzw. diese Vereinnahmung zu transzendieren, wenn es ihr gelingt, auf dem Hintergrund dieser Fakten eine Struktur von Hoffnung transparent zu machen, die nicht aufgesetzt ist, nicht Interpretation ist, sondern das Moment darstellt, ohne welches jegliche soziale Emanzipation von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist; zum Scheitern deshalb, weil die Beschränkung auf materielle Anteilnahme am gesellschaftlichen ökonomischen Reichtum in der Immanenz des Gegenwärtigen verbleibt. Es muß eine Struktur von Hoffnung zum Vorschein kommen, die über materielle Bedrängungen der Gegenwart hinausreicht; ohne diese Hoffnung verfällt jegliche emanzipatorische Anstrengung dem Kampf um Beteiligung an gegebenen Machtstrukturen. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, einer Wissenschaft, die zum positiven Herrschaftswissen verkommen ist, muß rückgängig gemacht werden; das utopische Denken, die utopischen Hoffnungen müssen wieder in ihr Recht eingesetzt werden. Die jeglicher emanzipatorischer Anstrengung zugrunde liegende Hoffnung, die in der bisherigen Geschichte der organisierten Arbeiterbewegung progressiv verdrängt und unterdrückt wurde, muß wieder ins Bewußtsein gehoben werden. Die Geschichte des wirklichen Widerstandes ist die Geschichte der unmittelbaren Aneignung; diese unmittelbare Aneignung ist bisher immer partielle Aneignung gewesen und geblieben - als solche partielle Aneignung ist sie Geschichte geworden und in die Geschichte eingegangen. Die permanente Rückeroberung dieser unmittelbaren Aneignungen hat deren Geschichte zum Mythos werden lassen - ein Mythos, der aus der Niederlage geboren wurde; dieser Mythos muß, indem er seiner realen Geschichte vermittelt wird, zur Utopie werden. In diesem Sinne ist eine Archäologie des utopischen Bewußtseins und des utopischen Denkens fällig. Und schließlich muß wieder utopisch gedacht werden, die Beschränkung auf taktisches und strategisches Denken muß als Denken von Niederlagen erkannt werden. Die vorgeblich im Prozeß des historischen Fortschritts überholten Utopien müssen von der Geschichte erst noch eingeholt werden.

Marie Louise Berneri
Reise durch Utopia

Marie Louise Berneri
Reise durch Utopia

ca. 380 Seiten / 29.50 DM

Es ist kein Zufall, daß sich fast bei allen Völkern Legenden von einem **Goldenen Zeitalter** oder einem **Verlorenen Paradiese** vorfinden, die aus dieser Sehnsucht geboren wurden.

Die „Reise durch Utopia" beginnt mit den Anfängen utopischen Denkens in Griechenland. Die Autorin zeichnet die Spuren zu den neuen Orten, zu den Inseln der Glückseligkeit in den Werken von Aristophanes, Perikles, Lykurgos u.a. nach.
Sie verzichtet nicht darauf, die „Utopie vom besten Staate" – siehe Plato – einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.
Der beste Staat, dies kann der Kasernenkommunismus, der Faschismus und auch der sozialtechnokratisch total überwachte Staat sein.

Die bekannteren Utopien von Morus, Campanella, Andrea, Cabet, Bellamy, Morris, Bacon werden von der Autorin in ausühfrlichen und gut kommentierten Zusammenhängen gebracht, das heißt, sie zeichnet die in ihnen allen noch vorhandenen autoritären Strukturen auf, stellt Zusammenhänge zwischen utopischen Visionen und realistischen Verwirklichungen her.

Karin Kramer Verlag
1000 Berlin-Neukölln (44), Braunschweiger Straße 22

Ebenso breiten Raum nehmen auch jene Utopien ein, die wir heute als antiautoritäre, als hedonistische Utopien bezeichnen. Marie Louise Berneri holt Autoren wie Gabriel de Foigny, Rabelais u.a. aus dem Vergessen hervor und sie vermag dem Leser die Vielfalt und Beweglichkeit dieser Utopien, die kein Zwangssystem zur Vervollkommnung der Menschen anstrebten, deutlich zu machen.

„Reise durch Utopia" ist besonders für denjenigen geeignet, der auf relativ begrenztem Raum mit einer Vielzahl von Utopien bekanntgemacht werden will, die sonst nur sehr verstreut und teilweise schwer auffindbar sind.

Gerade die sehr ausführlichen Textbeispiele der verschiedenen Utopien ermöglichen es dem Leser einen guten Überblick über die Utopien der letzten Jahrhunderte zu erlangen.

ALY, GÖTZ u. ROTH, KARL-HEINZ: Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus, Berlin: Rotbuch Verlag, 1984, DM 14,-

Der vorliegende "historische Beitrag zu einem aktuellen Thema", bei dem die Autoren bei der Erstellung einiger Kapitel durch Helga Arp unterstützt wurden, verdankt sich dem Unbehagen der Verfasser, daß die Mordtaten der Nazis vielfach thematisiert wurden und werden, "über die diffenzierte und effiziente Methodik der Herrschaftsausübung (aber) so gut wie nicht" gesprochen wird. Weiterer aktueller Auslöser war die für 1983 geplante Volkszählung, zu der die Autoren die durch die Aussetzung durch das Bundesverfassungsgericht gewonnene Zeit nutzen wollten, um die in der Diskussion der Volkszählungsgegner weitgehend ausgeblendete historische Dimension (bes. den Zusammenhang Faschismus - Erfassungstechniken) einzubringen.

Aly/Roth liefern auf Grundlage eines umfangreichen Quellenstudiums eine Darstellung der Erfassungsmethoden der Gesamtbevölkerung und setzen sich schwerpunktartig mit einigen Sonderaktionen auseinander, die die Nazis initiierten, um "stigmatisierte Minderheiten" zu orten und zu liquidieren.

In der Darstellung der Entwicklung des Erfassungsinstrumentariums weisen die Autoren den rationalen, überlegten Charakter des deutschen Faschismus nach und liefern damit Belege gegen die Faschismustheorien, die ihn auf einen Ausbruch des Irrationalen reduzieren wollen. In diesem Kontext sind die Nachzeichnungen der Karrieren der wissenschaftlichen Zuarbeiter, die einen beträchtlichen Raum einnehmen, aufschlußreich und erhellend (Der Hinweis, daß es einer Gleichschaltung der Wissenschaftler, hier: der Statistiker, nicht bedurfte, ist fast müßig und die Tatsache einer vielfach reibungslosen Kontinuität ihrer Karrieren in exponierten Positionen der BRD trauriger Gemeinplatz.)

Die Erfassungs- und Vernichtungsaktionen gegen dem System hinderliche Minderheiten (Juden, "Asoziale"/"Gemeinschaftsunfähige", Erbkranke etc.) werden von Aly/Roth in ihrer planvollen Überlegtheit herausgearbeitet. Bevor die deutsche Wehrmacht die Völker des Ostens überfiel, hatten Statistiker im Rahmen der "Volkstod"-Propaganda und des "biopolitischen Grenzkampfes" das Terrain gesichtet und die Grundlagen für einen effizienten Ausgang erarbeitet.

Die Verfasser zeichnen nach, wie die Nationalsozialisten über 10 Jahre hinweg ihre Modernisierungskonzepte im Melde- und Erfassungswesen schrittweise realisierten und erst gegen Ende des 2. Weltkrieges, als sie unter dem Eindruck einer unsicherer gewordenen innenpolitischen Situation darangingen, verschiedene Teilsysteme der Erfassung zu einem Erfassungssystem zu vereinheitlichen, an der Durchführung aus technischen Gründen scheiterten.

Interessante Hinweise, z.B. auf die auch nach dem Kriegseintritt der USA noch fortdauernde Kooperation mit IBM als wichtigem Lizenzgeber für Erfassungstech-

nologien und auf die Förderung der deutschen Erbbiologie bis 1933 mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung verdeutlichen, daß Aly/Roth die beschriebenen Herrschaftstechniken nicht ausschließlich als für den Faschismus charakteristisch begreifen; gleichwohl gelingt es ihnen, den Eindruck zu untermauern, daß der Nationalsozialismus zu einem beträchtlichen Teil "in seiner Quintessenz statistische Wissenschaft und Sozialtechnik" war.
Es soll aber auch klargelegt werden, daß die nationalsozialistische Anwendung der Erfassungstechniken im historischen Kontext der vor- und nachfaschistischen deutschen Gesellschaft (und nicht nur dieser) betrachtet werden muß und ihre Gefährlichkeit im gesamten methodischen Ansatz - besonders vor dem Hintergrund der heutigen technologischen Möglichkeiten - liegt. Diese Gefahr wird potenziert durch die elementaren Herrschaftsbedürfnisse moderner Staatsgefüge.
Es ist schon erschreckend, zu erkennen, wie unsere Lebenswirklichkeit bestimmt wird durch die von den Nazis angewandten (vielfach nicht einmal entwickelten) ordnungspolitischen Maßnahmen.
In der sich hier ergebenden Frage der Widerstandsmöglichkeiten gegen totalitäre/totale Staatsgebilde - im vorliegenden Fall in ihrer faschistischen Ausprägung - zeigen die Verfasser als (nur zum Teil am Material belegte) Möglichkeiten den "zivilen Ungehorsam, Wanderschaft, ungeordnete Verhältnisse" auf. Es scheint angebracht, diese These kritisch zu befragen. Speziell von K.H. Roth ist bekannt, daß er Thesen zur Widerstandsbereitschaft der Unterklassen vertritt, die - polemisch formuliert - solange als voluntaristisch gesetzter Mythos zu betrachten sind, bis sie am historischen Material bewiesen sind. Haben die Mittel der "kämpfenden Verwaltung" (Heydrich) wirklich derartig effektiv funktioniert, daß Unterklassenwiderstand nicht obsiegen konnte oder wird hier ein Dissens gegen das System behauptet, der realiter fiktiv war. Das zu klären, muß zugegebenermaßen gesonderten Studien überlassen bleiben.
Festzuhalten ist, daß Aly/Roth einen wichtigen Beitrag zu der Auseinandersetzung mit dem Phänomen Faschismus geleistet haben und darüberhinaus fruchtbare Anstöße für aktuelle politische Diskussionsprozesse liefern. (Johannes Materna)

ROSSAINT, JOSEPH C. u. ZIMMERMANN, MICHAEL: Widerstand gegen den Nazismus in Oberhausen, Frankfurt/Main: Röderberg Verlag, 1983, 230 S., DM 16,-

Einen Vorwurf kann man der bei Röderberg erscheinenden "Bibliothek des Widerstandes" sicherlich nicht machen, nämlich den, daß sie sich an einen Trend angehängt hat, der besonders im Laufe des letzten Jahres, zum fünfzigsten Jahrestag der Machtübernahme der Nationalsozialisten, ein deutsches Volk im Widerstand entdeckt hat. Fragwürdiger erscheint dann schon die Art und Weise, in der hier

die Geschichte des Widerstandes gegen den Faschismus aufbereitet wird. Der vorliegende Band versteht sich als Beitrag zur "demokratischen Heimatgeschichte" mit dem Ziel,"ein neues Geschichtsbewußtsein zu gewinnen" und heutiges politisches Handeln in die "Linie der Volkstradition einzureihen." Dementsprechend läßt sich der Ansatz der Autoren bestimmen : ohne daß der Begriff des Widerstandes in seinen komplexen Implikationen näher reflektiert wird, scheint das Anliegen der Autoren darauf hinauszulaufen,ein möglichst breites Spektrum von organisiertem widerständigem Verhalten in möglichst allen Volksschichten aufzuzeigen. Dies führt dann zu dem tradierten und zwischenzeitlich doch wohl recht fragwürdig gewordenen Geschichtsbild, demzufolge auf der einen Seite die Schwerindustriellen die Faschisten an die Macht gebracht haben, während auf der anderen Seite ein im großen und ganzen demokratisch gesinntes Volk den Verführungen und Angeboten des faschistischen Systems allenfalls erlegen ist, eine Angelegenheit, der sich mit aufklärerischer Gesinnung jedoch beikommen läßt; eine Argumentation zudem, die offensichtlich immer noch von den Mythen einer Volksfront-Ideologie zehrt.
Dabei spricht es zusätzlich für die in dieser Logik implizierte eingeengte Sichtweise der Autoren,daß Widerstand nahezu ausschließlich an organisatorischen Zusammenhängen festgemacht wird. Abgesehen von dem kirchlich und religiös inspirierten Widerstand, der jedoch vielfach eher passiv blieb, betonen die Autoren "die herausragende Rolle der Arbeiterbewegung" und in diesem Zusammenhang dann wieder "das Vorherrschen der kommunistisch inspirierten Aktivitäten." Diese Art von Widerstand reduziert sich jedoch vielfach auf die vor Ort auszuführende Umsetzung irgendwelcher Parteibeschlüsse, ein Widerstand also, der in dieser Form kaum an die reale Existenz der Betroffenen anknüpft, sondern von oben herab Perspektiven anbietet, die eher den Charakter von Appellen haben als daß sie reale Handlungsmöglichkeiten aufzeigen. Die "herausragende Rolle der Arbeiterbewegung" erscheint in dem Moment, in dem man den Blick von den Organisationen auf die realen Arbeiter lenkt, auch schon in einem erheblich anderen Licht: "Dennoch bildeten die aktiven Oberhausener Antifaschisten nur einen geringen Teil der Oberhausener Arbeiterschaft, von den übrigen Schichten der Bevölkerung ganz zu schweigen." "Zahlreiche kommunistische, aber auch linke sozialdemokratische Widerstandskämpfer meinen, etwa 90 Prozent der Oberhausener hätten dem Regime positiv gegenübergestanden." Wenn man dazu berücksichtigt, daß einer Berufszählung aus dem Jahre 1925 zufolge 65,8 Prozent der Erwerbstätigen Arbeiter waren, somit "die Industriearbeiterschaft, insbesondere Bergarbeiter und Metaller, also die Oberhausener Bevölkerungsstruktur (prägten)", dann , so sollte man annehmen, ist es an der Zeit, mit den Mythen einer "herausragenden Rolle der Arbeiterbewegung", der offensichtlich ein Großteil der Arbeiter entlaufen war, endlich einmal präziser umzugehen. Widerstandsgeschichtsschreibung, wie sie in dem vorliegenden Band praktiziert wird, tradiert Ideologien, die sich dem Faschismus gegenüber schon als hilflos

erwiesen haben; Parteien und sonstige Organisationen mögen sich in ihren Kernen dem Faschismus gegenüber als resistent erwiesen haben. Die Tatsache jedoch, daß dies offensichtlich für viele, die zu vertreten sie den Anspruch erhoben, nicht zutraf, deutet darauf hin, daß diese sich möglicherweise von ihnen nicht vertreten fühlten. Jenseits aller Anerkennung des tatsächlich geleisteten Widerstandes, den aufgezeigt zu haben sicherlich ein Verdienst des vorliegenden Bandes ist, kann es aber nicht Aufgabe von Geschichtsschreibung sein, einen Widerstandsbegriff zu tradieren, der sich an der möglichst effizienten Umsetzung von Partei- und Organisationsinteressen festmacht. Es scheint eher an der Zeit, die mögliche Fragwürdigkeit solcher organisationsfixierter Politik gerade auch unter den Bedingungen des Widerstandes herauszuarbeiten. (Wolfgang Braunschädel)

MOORE, BARRINGTON: Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1982, 703 S., DM 78,-

"Dieses Buch geht der Frage nach, warum Menschen sich so oft damit abfinden, Opfer ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse zu sein, und warum sie zu anderen Zeiten überaus zornig werden und mit Leidenschaft und Gewalt ihre Situation zu verändern suchen." In drei Kapiteln versucht Moore den Antworten auf seine Fragestellung, die er in den "Vorstellungen von Ungerechtigkeit und somit auch von Gerechtigkeit" lokalisiert, auf die Spur zu kommen. Im "bewußt ahistorisch" gehaltenen ersten Teil geht er "Konstanten und Variablen" im "Gefühl von Ungerechtigkeit" nach, der zweite, weitaus umfangreichste Teil beschäftigt sich in "historische(r) Perspektive" mit den "deutsche(n) Arbeiter(n) 1848-1920" und im letzten und dritten Teil schließlich zielt Moore auf "allgemeine Perspektiven." Moores Modell des gesellschaftlichen Gefüges der Klassen und Schichten basiert auf der Annahme eines "impliziten Gesellschaftsvertrages", der wiederum seine jeweiligen Ausprägungen in den Gestaltungen von Autorität, Arbeitsteilung und Verteilung von Gütern und Dienstleistungen findet. Es ist dieses allgemein anerkannte Gefüge, das auf der Basis gegenseitiger Verpflichtungen eine Moral ausbildet, die bei Verletzung dieser Verpflichtungen in aktives gesellschaftsveränderndes Handeln umschlagen kann, jedoch, wie Moore anhand verschiedener Beispiele (Askese, Unberührbare, Konzentrationslager) analysiert, sich auch in moralischer Unterwerfung äußern kann. Für Moore wird somit, jenseits irgendwelcher "teleologische(r) Schliche wie Naturrecht, Geschichte und Fortschritt" die Moral konkreter Individuen zu einem der wesentlichen Faktoren gesellschaftlicher Veränderungen. Es ist also in dieser Sichtweise "legitim, von gesellschaftlichen Imperativen zu sprechen, die zu moralischen Imperativen und durch diese wiederum zu moralischer Empörung und Ungerechtigkeitsgefühl führen."

Ausgehend von den hier kurz skizzierten Aspekten der moralischen Empörung gerät Moores Blick auf die Geschichte der deutschen Arbeiter seit den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu einer Aneinanderreihung von Demystifikationen, an deren Ende von dem vorgeblich revolutionären Subjekt nicht allzuviel erhalten bleibt. Handwerker, Gesellen und Arbeiter waren in der Phase der aufkommenden Industrialisierung in ihrer Kritik an den neuen Verhöltnissen, auch da, wo sie sich gewalttätig äußerte, vielfach an eine an vorkapitalistischen Verhältnissen orientierte Nostalgie gebunden. Die spätere Industriearbeiterschaft zielte in ihren Interessen im großen und ganzen auf eine Verbesserung ihrer ökonomischen und kulturellen Lage im Rahmen der an sich nicht in Frage gestellten Verhältnisse. "Daher gipfelte die Forderung nach menschlicher Behandlung in der Forderung nach Anerkennung in der existierenden Gesellschaftsordnung, nach deren Modifikation mit dem Ziel größerer Gleichheit, aber gewiß nicht ihres revolutionären Umsturzes."

In dieser Perspektive geraten Moore auch die russische Revolution von 1917 und die Auseinandersetzungen in Deutschland in den Jahren 1918 bis 1920 zu Reaktionen auf ein in der Folge des Krieges zusammengebrochenes Herrschaftssystem, das die in es gesetzten Erwartungen und die von ihm übernommenen Verpflichtungen nicht mehr einhalten konnte. Die Kämpfe im Ruhrgebiet im Frühjahr 1920, diese "größte Annäherung an eine spontane proletarische Revolution, die je in einem modernen Industriestaat stattfand", erscheinen somit als "die einzige defensive Bewegung", die den Betroffenen "in einer sehr bedrohlichen Situation offenstand." Die Verhaltensweisen, die Moore schon an den Handwerkern und Gesellen des Vormärz festgemacht hatte, scheinen sich hier zu bestätigen: "Das Ausmaß, in dem aufgebrachte kleine Leute etwas Neues wollen, läuft im allgemeinen auf ihre Wahrnehmung der alten Ordnung hinaus, abzüglich der unangenehmen und unterdrückenden Merkmale, die sie beeinträchtigen."

"Ungeachtet ihrer Differenzen", schreibt Moore an einer Stelle, "erzählen gemäßigte und revolutionäre Intellektuelle essentiell die gleiche Geschichte. Es ist dies die Geschichte von der Zähmung des Proletariats." Und wenn Moore am Ende seiner langen Erzählung zu dem Schluß kommt, daß "rationale Autorität" und "rationale Herrschaft" in einer "offenen Gesellschaft" immer noch die adäquaten Bedingungen für die Einhaltung der mit dem "impliziten Gesellschaftsvertrag" eingegangenen gegenseitigen Verpflichtungen abgeben, dann ist dies sicherlich auch eine von diesen Geschichten. Den Bedingungen dieser "offenen Gesellschaft" unterworfen, mag dem "homo sapiens" dann auch zugestanden sein, daß er "im Grunde genommen ein Anarchist oder zumindest ein altmodischer Liberaler ist."

(Wolfgang Braunschädel)

SALVADORI, MASSIMO L.: Sozialismus und Demokratie. Karl Kautsky 1880-1938, Stuttgart: Klett-Cotta, 1982, 576 S., DM 60,-

Jahrzehntelang galt Karl Kautsky als führender theoretischer Kopf nicht nur der deutschen Sozialdemokratie, sondern der marxistischen Orthodoxie überhaupt. Seit 1883 Herausgeber der "Neuen Zeit", Mitverfasser und Interpret des "Erfurter Programms" von 1891, Popularisator des Marx'schen "Kapital": Kautsky, so schien es, war der Stellvertreter Marxens auf Erden. Für Lenin, der ihn bis dahin nahezu uneingeschränkt als hervorragenden marxistischen Theoretiker angesehen hatte, wurde Kautsky erst nach 1914 und speziell nachdem er sich nach 1927 der russischen Revolution und ihren Ergebnissen gegenüber ablehnend verhielt, zum verräterischen Renegaten. Es war wohl schließlich Karl Korsch, der als erster die Frage nach dem tatsächlichen Gehalt des kautskyanischen Marxismus stellte und in seiner Analyse (Die materialistische Geschichtsauffassung, 1929) zu dem einfachen Schluß gelangte, daß dieser Marxismus nichts anderes sei als "eine neue geschichtliche Gestalt des Marxismus, wesentlich verschieden von jener ursprünglichen Gestalt der materialistisch-dialektischen Theorie der proletarischen Revolution." Was bei Marx Revolutionstheorie sein sollte, wurde demzufolge bei Kautsky zum Instrumentarium ideologischer Integration. 1876 hatte Kautsky einen "Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit" geschrieben, den er erst fünfzig Jahre später, im ersten Band seiner 1927 erschienenen "Materialistischen Geschichtsauffassung" veröffentlichte. In diesem "Entwurf" wurde der Gegensatz zwischen individualistischen, dem Bürgertum zugeschriebenen Trieben einerseits und kommunistischen, dem Proletariat zugeordneten Trieben andererseits zum historischen Entwicklungsprinzip. Diese "Geschichtstheorie wollte nichts anderes sein", schrieb Kautsky in einer 1924 veröffentlichten Autobiographie, "als die Anwendung des Darwinismus auf die gesellschaftliche Entwicklung." Es liegt in der Logik einer solchen Geschichtsauffassung, daß die Sozialdemokratie, so Kautsky in seinem 1894 erschienenen "Sozialdemokratischen Katechismus", zwar "eine revolutionäre, aber nicht eine Revolution machende Partei" sei.
Salvadoris Interesse an Kautsky zielt nun weder darauf ab, Kautsky an einem originären Marxismus noch an seinem Verhalten spezifischen historischen Ereignissen gegenüber zu messen. Bei Kautsky, so Salvadori, läßt sich hinsichtlich seiner Analysen der Verhältnisse zwischen modernem Staat, Parteien und (bürokratischer) Verwaltung "eine 'kohärente' Konzeption" aufweisen, die nicht nur an die entsprechenden Schlußfolgerungen bei Max Weber erinnert, sondern auch aktuelles Interesse beanspruchen kann. Es handelt sich dabei um eine Konzeption, die "inzwischen ein Kennzeichen der Sozialdemokratie...geworden ist" und gleichzeitig sich "unter Mühen ihren Weg in die westliche kommunistische Bewegung gebahnt hat." Es mag in dieser Interpretation implizit ein Wunsch zum Ausdruck kommen, daß Kautsky nachträglich zu dem werden könnte, was er seiner-

zeit, so Salvadori, entgegen anderweitiger Behauptungen allenfalls in Ansätzen war: eine Integrationsfigur, in der sich die Traditionen eines demokratisch sich verstehenden Sozialismus und einer sozialistisch sich verstehenden Demokratie wiederfinden könnten. Salvadoris Arbeit ist nun keine Biographie im eigentlichen Sinne, sondern beschränkt sich auf den Versuch, Kautskys Reflexionen zum Verhältnis von Demokratie und Sozialismus im Kontext einerseits der Arbeiterbewegung, andererseits des modernen bürokratischen Staates nachzuvollziehen. In elf Kapiteln verfolgt Salvadori Kautskys Auseinandersetzungen mit Reformisten, Revisionisten, linken Sozialdemokraten, Bolschewisten und Faschisten. Und es ist letztlich vielleicht auch eine tragische Figur, die im Laufe dieser Auseinandersetzungen zum Vorschein kommt: die Figur eines in bürgerlich-liberaler Tradition stehenden Aufklärers, der glaubte, in den Organisationen der Arbeiterbewegung die Tribüne gefunden zu haben, von der aus er einen friedvollen Fortschritt in die Gefilde einer zwar parlamentarisch organisierten,aber proletarisch beherrschten Demokratie verkünden konnte. Es scheint, als seien Kautsky im Laufe seines Lebens die realen Klassenauseinandersetzungen immer mehr als Fehltritte eines eigenartig unbestimmten gesellschaftlichen Fortschrittes erschienen. Einerseits abgeschlossen von der akademischen, seit den zwanziger Jahren auch linken akademischen Intelligenz, die ihm allerdings auch sehr fremd gewesen sein dürfte, andererseits vielfach auf einem den realen politischen und sozialen Verhältnissen gegenüber recht blind erscheinenden Fortschrittsglauben beharrend, erscheint in Kautsky die Ausprägung eines Intellektuellen, dem Aktualität nur in der Erinnerung zukommt. (Wolfgang Braunschädel)

QUACK, SIBYLLE: Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi/Rosa Luxemburg. Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1983, 297 S., DM 48,-

Der vorliegende Band hinterläßt einen eher zwiespältigen Eindruck: auf der einen Seite steht der Versuch einer politischen Biographie Paul Levis, auf der anderen Seite spekuliert er mit dem Interesse an den von der Autorin bei einem Neffen Paul Levis in den USA aufgefundenen Briefen Rosa Luxemburgs an Levi aus dem Jahre1914. Paul Levi, 1883 geboren, seit 1909 Rechtsanwalt in Frankfurt und seit dem gleichen Jahr Miglied der Sozialdemokratie, hatte Rosa Luxemburg 1914 in zwei Prozessen verteidigt. Es war eben diese Zeit, in der sich Levi endgültig der sozialdemokratischen Linken annäherte und zugleich - die Briefe dokumentieren dies - eine enge Beziehung zu Rosa Luxemburg unterhielt. Beide Teile des Buches rechtfertigen nun keineswegs eine derart aufwendige und teure Publikation. Die insgesamt fünfzig, teilweise sehr kurzen Briefe (sieben Briefe des aufgefundenen Konvoluts wurden zur Veröffentlichung nicht freigegeben),

geben außer der Tatsache, daß die Beziehung zu Levi offensichtlich intensiver war als bisher angenommen, nichts bemerkenswert Neues aus Rosa Luxemburgs Leben bekannt. Daß Rosa Luxemburg sich als Person nicht auf ihre Politik reduzieren läßt und daß sie in ihren Briefen immer wieder von ihren außer-politischen, persönlichen Wünschen und Bedürfnissen erzählt hat, ist längst bekannt und kann somit nicht als bestimmendes Moment des vorliegenden Buches Geltung finden. Den quantitativ weitaus größten Teil ihrer Arbeit hat die Autorin schließlich auch der Geschichte Paul Levis gewidmet. Allerdings beginnt schon die Vorbemerkung mit einer anzweifelbaren Behauptung: nicht Levi "war der erste, der den Bruch mit der Komintern und den Bolschewiki gewagt, ihren verhängnisvollen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung vorausgesehen und öffentlich gemacht hat". Im Gegenteil: gerade den unter entscheidender Mitwirkung von Levi im Oktober 1919 mit formalistischen Tricks aus der KPD hinausgedrängten Linksradikalen, die sich ein halbes Jahr später als Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD) konstituierten, gebührt dieser Verdienst. Und es sind auch gerade diese Jahre seit seinem Ausscheiden aus der KPD Anfang 1921, die in der vorliegenden Darstellung nur kurz abgehandelt werden und merkwürdig blaß bleiben. Auch für diese Darstellung gilt, was die Autorin ansonsten zu Recht kritisiert: das Jahr 1921 erscheint als "magische Zahl" in Levis Leben. Statt nun den politischen Lebenslauf Levis auf der einen Seite durch frühe biographische Daten anzureichern, auf der anderen Seite die sattsam bekannte Tatsache des besonderen Einflusses, den Rosa Luxemburg auf Levi hatte, zum wiederholten Male aufzuzeigen, wäre es an der Zeit, Levis Biographie um die möglicherweise entscheidenden Jahre von 1921 bis zu seinem (Frei-)Tod im Februar 1930 anzureichern. Nachdem er in die SPD zurückgekehrt war, ohne dort letztlich eine "politische Heimat" zu finden, befand sich Levi in der Position des linken Intellektuellen, der auf den Stühlen, auf denen die Parteien sich mehr oder weniger bequem eingerichtet hatten, keinen Platz mehr fand, vielleicht auch nicht mehr finden wollte. 1927, aus Anlaß des Freitodes von Heinrich Teuber, hatte er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift "Sozialistische Politik und Wirtschaft" geschrieben: "Vielleicht wird eine Zeit kommen, die auch die Opfer zählt und wertet, die nicht nur ihr Leben gaben für die Sache des Proletariats, sondern es nicht mehr für lebenswert hielten, wo sie nicht mehr sehen, wie ihr fürderhin zu dienen." (Wolfgang Braunschädel)

ZUR MÜHLEN, PATRIK V.: Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939, Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 1983, 292 S., DM 29,80

Die Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges und der damit verbundenen Auseinandersetzungen zwischen den und innerhalb der linken Organisationen gehört immer noch zu den ergiebigsten Themen einer Geschichtsschreibung, die

sich der Erforschung der Arbeiterbewegung widmet. Nicht nur, daß sich hier die Parteien, die einige Jahre später im Weltkrieg aufeinandertrafen, ihre ersten Vorgefechte lieferten; viel wichtiger erscheint es, daß sich auf Seiten der Antifaschisten Gegensätze auftaten, die für alle Zukunft wohl unüberbrückbar bleiben werden.
Besonders für deutsche Antifaschisten lag es nahe, in den Kämpfen gegen den faschistischen Aufstand von vorneherein Partei zu ergreifen. Dabei ergab es sich notwendigerweise - und dies ist der Ausgangspunkt der vorliegenden Studie - daß "das Spektrum der deutschen (Exil-)Parteien in Spanien in die spanische Parteienlandschaft (eingebettet war) und nur in dieser Abhängigkeit vollständig erfaßt werden (kann)". Nach zwei einleitenden Kapiteln, in denen der Verlauf des Bürgerkrieges skizziert und die Lage der deutschen Emigranten untersucht werden, widmet sich der Autor in den folgenden Kapiteln der SAP und der KPO, die am ehesten dem Umkreis der POUM zuzurechnen waren, den Anarchosyndikalisten, den Sozialdemokraten und schließlich der KPD.
Die politischen Kräfteverhältnisse innerhalb der Linken verhielten sich in Spanien, zumindest in den Anfangsmonaten der revolutionären Bewegung, umgekehrt zur Situation im Deutschland der Weimarer Republik. Während in Deutschland der Anarchosyndikalismus nie wirklich hatte Fuß fassen können, war er in Spanien längst zum dominierenden Faktor innerhalb der Linken geworden. Umgekehrt verhielt es sich mit den kommunistischen Parteien: im Gegensatz zur KPD spielten die spanischen Kommunisten bis 1936 eine völlig unbedeutende und untergeordnete Rolle. Dies allerdings sollte sich sehr schnell ändern: während sowohl die Anarchisten als auch die POUM Bürgerkrieg und Revolution als einen einheitlichen, nicht voneinander zu trennenden Prozeß ansahen, zielte die Politik der Kommunisten auf die Etablierung einer bürgerlichen Republik. Vermittelt über die Unterstützung durch die Sowjetunion einerseits und eine auf das Bürgertum zielende Bündnispolitik andererseits gelang es den Kommunisten innerhalb einiger Monate mit Hilfe der gerade auch zu dieser Zeit in Moskau eingeübten terroristischen Methoden eine "zweite Front" zu errichten, die für den schließlichen Sieg der spanischen Faschisten ganz entscheidend mitverantwortlich wurde. Es macht den besonderen Wert der vorliegenden Studie aus, daß auf der Basis von teilweise unerschlossenen Archiv- und Quellenmaterialien in stärkerem Maße, als es bisher möglich war, nachvollzogen werden kann, inwieweit auch deutsche Spanienkämpfer notwendigerweise in diese Zusammenhänge verwickelt waren. Das vielleicht interessanteste Kapitel in diesem Kontext ist dem "Untergrund des Spanienkrieges" gewidmet; es waren die von der Komintern und sowjetischen Agenten unterwanderten und gelenkten Geheimdienste, die in der ersten Jahreshälfte und besonders nach den Auseinandersetzungen vom Mai 1937 in Barcelona Verhaftungswellen einleiteten, denen "ein beträchtlicher Teil der nicht-kommunistischen Ausländer zum Opfer fiel." Im Sommer 1937 waren die Stalinisten zur dominierenden politischen Kraft im nicht-faschistischen Teil

Spaniens geworden. Das, was im Juli 1936 als revolutionärer Krieg gegen den faschistischen Aufstand begonnen hatte, endete - sicherlich mitverschuldet durch die vielfach kompromißlerische Politik der Anarchisten - vorerst in der stalinistischen Konterrevolution. Die Geschichte der Internationalen Brigaden und ihrer Auflösung leitet dann über zur Niederlage der spanischen Republik im Frühjahr 1939. (Wolfgang Braunschädel)

Wenn dieses Buch "das geringste Interesse verdient, dann allein deswegen, weil es dazu dienen kann, die enorme Distanz und die unzählbaren Unterschiede zu zeigen, die zwischen dem Spanien von 1936 und dem von 1978 existieren und die Unmöglichkeit einer Wiederholung des Geschehenen. Man wird nun endlich etwas anderes suchen müssen." Mit diesen sicherlich richtigen, gleichwohl allzu bescheidenen Worten spricht Carlos Semprun-Maura im Vorwort zur spanischen Ausgabe von seinem zuerst 1974 in Tours erschienenen Buch über die "Revolution und Konterrevolution in Katalonien". In sieben Kapiteln verfolgt Semprun-Maura die Geschichte einer revolutionären Bewegung, die im Juli 1936 begonnen hatte,und die im Laufe der nächsten Monate, lange bevor die Faschisten ihren Aufstand mit der Machtübernahme krönten, an den gegenrevolutionären Aktivitäten der Stalinisten, aber auch an der kompromißbereiten Politik der führenden Kräfte innerhalb der CNT/FAI scheiterte. (Edition Nautilus, Hamburg 1983, DM 36,-)

"Einspruch gegen die Kapitulationen von 1937 vor den Libertären der Gegenwart und der Zukunft" erhob in einem Artikel, der im März 1937 in der anarchistischen Tageszeitung "Nosotros" erschien, ein namentlich ungenannter Milizionär der "Columna de Hierro" (Eiserne Kolonne). Eine zweisprachige Ausgabe dieses Textes liegt seit 1981 in der Edition TIAMAT vor.(Nürnberg, DM 6,-)

Der italienische Anarchist Camillo Berneri, der zu den Kritikern der gemäßigten Tendenzen innerhalb der CNT/FAI gehörte, wurde im Mai 1937 in Barcelona von Stalinisten ermordet. Eine Auswahl der in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift "Guerra di Classe" erschienenen Artikel erschien bereits 1974 unter dem Titel "Klassenkrieg in Spanien 1936/1937. Gegen Faschismus und bürgerliche Republik" als MaD Flugschrift 5. (Edition Nautilus, Hamburg, DM 4,50)

"Arbeiterkultur in der proletarischen Provinz 1890-1933" ist eine vom Arbeitskreis zur Heimatgeschichte der Arbeiter im Raum Marbach a.N. herausgegebene 48-seitige Broschüre betitelt. Neben erläuternden Texten enthält die Broschüre eine Vielzahl von anschaulichen Dokumenten und Bildern. Bezugsadresse: Klaus Schönberger, Heilbronner Str. 29, 7142 Marbach (DM 7,-)

Die Redaktion der "Karlsruher Stadtzeitung", die sich selbst einer operaistischen Tradition verpflichtet fühlt, hat in zwei Bänden Texte über "Die Wobblies. The Industrial Workers of the World (I.W.W.)" herausgegeben. Teilweise handelt es sich dabei um Nachdrucke der entsprechenden Kapitel aus den in den siebziger Jahren bei Trikont erschienenen Bänden von Gisela Bock: Die "Andere" Arbeiterbewegung in den USA 1905-1922 und Louis Adamic: Dynamit. Geschichte des Klassenkampfes in den USA (1880-1930). Band 2 enthält zudem eine deutsche Erstübersetzung: Austin Lewis: Das militante Proletariat, zuerst erschienen in Chicago 1911. Bei diesem Text handelt es sich, so das Vorwort der Herausgeber, um "die einzige theoretische Zusammenfassung der strategischen und organisatorischen Diskussion der Wobblies." (Karlsruher Stadtzeitung, Postfach 3644, 75 Karlsruhe, Bd. 1, 244 S.,DM 6,-; Bd. 2, 216 S., DM 7,-)

"Noch bei seiner Verhaftung erklärt er, daß er die Brandstiftung ganz allein unternommen habe, um die deutsche Arbeiterschaft zum Widerstand gegen die kapitalistische Herrschaft und die faschistische Machtergreifung aufzurufen!"
Eine Bemerkung aus dem Vorwort des nach fünfzig Jahren endlich in deutscher Übersetzung vorliegenden "Rotbuch. Marinus van der Lubbe und der Reichstagsbrand". (Hamburg: Edition Nautilus, 1983, DM 19,80)
Als Ergänzung sei an dieser Stelle auch auf Horst Karaseks 1980 als Band 73 von Wagenbachs Taschenbücherei erschienenes Buch "Der Brandstifter. Lehr- und Wanderjahre des Maurergesellen Marinus van der Lubbe, der 1933 auszog, den Reichstag anzuzünden" hingewiesen. (DM 9,50)

"So sind an diesem Tage die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, die gewerkschaftliche Elite der deutschen Arbeiterschaft, auf dem Tempelhofer Feld marschiert, eingestreut zwischen den SA- und SS-Standarten von Groß-Berlin, der Hitler-Jugend, den Ortsgruppenführern, Blockwarten, dem Bund Deutscher Mädchen, dem Nationalsozialistischen Reitersturm, dem NS-Kraftfahrer-Korps, dem NS-Flieger-Korps und der NS-Frauenschaft..." Eine Beobachtung, die Franz Jung in seinen Erinnerungen "Der Weg nach unten" mitgeteilt und die Erhard Lucas aufgegriffen hat: "Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung" (Basel, Frankfurt: Stroemfeld/RoterStern, 1983, DM 24,80)

Im Berliner Argument-Verlag erscheint ein aus dem Französischen übersetztes "Kritisches Wörterbuch des Marxismus"; im ersten Band, der mit dem Stichwort "Abhängigkeit" einsetzt, liest man gar wunderliche Dinge: "Es sei daran erinnert, daß Stalin seine theoretische Laufbahn mit einer Schrift von 1907 gerade mit dem Titel 'Anarchismus oder Sozialismus' begann. Von Anfang an zeigt er eine gewisse Mäßigung, indem er zugesteht: 'Der Sozialismus teilt sich in drei Hauptströmungen: Reformismus, Anarchismus und Marxismus.' (Stalin, Werke Bd. 1, Berlin/DDR1951, 257)." (S. 57f.) Einige Seiten und Überraschungen weiter erscheinen Bakunin und der Bakunismus als "ein beständiges Wunder, das den Marxisten als vollständig idealistisch erscheint." (S. 138)
Im gerade erschienenen zweiten Band wird man unter dem Stichwort "Freie Liebe" zurückverwiesen auf die "Bürgerliche Ehe" im ersten Band und erfährt dort, daß - Lenin hat es in kritischer Absicht gegen Alexandra Kollontai behauptet - "die Forderung nach freier Liebe bürgerlich und nicht proletarisch" sei. (S. 198)

Kurt Schilde beschäftigt sich in seiner Dokumentation über "Jugendorganisationen und Jugendopposition in Berlin-Kreuzberg 1933-1945" mit den Widerstandsaktivitäten verschiedener Jugendgruppen. Die Arbeit, die sich als "Vorstudie" versteht, geht im besonderen auf die aus der Bündischen Jugend kommenden Gruppen der dj. 1. 11 und der Schwarzen Schar, die Aktivitäten kleinerer Gruppierungen aus der Sozialistischen Arbeiterjugend sowie auf die Tätigkeiten der Gruppe Baum ein. Erhältlich ist die Arbeit beim Verein zur Förderung der interkulturellen Jugendarbeit in SO 36 e.V., Schlesische Str. 27, 1 Berlin 36. (144 S., DM 15,-)

In Heft 2/1927 der von Arthur Lehning herausgegebenen Zeitschrift "i 10" erschien in holländischer Übersetzung eine "Analytische Beschreibung von Deutschlands Untergang. In zwanzig Thesen" von Walter Benjamin, die in dieser Fassung nicht in die "Gesammelten" Suhrkamp "Schriften" aufgenommen wurde. Die von "Lag en Voergessen naar Amstelveen" 1984 herausgegebene zweisprachige Ausgabe (holländisch/deutsch) ist hier und da in Buchläden zum Preis von DM 4,- erhältlich.

Franz Jung hat kurz vor seinem Tod in zwei Radiovorträgen vom August 1961 bzw. März 1962 auf zwei bedeutende Außenseiter hingewiesen, von denen der eine zwischenzeitlich wieder auf eine gewisse Resonanz gestoßen ist, während der zweite noch auf eine Wiederentdeckung wartet: "Bausteine für einen neuen Menschen. Über Wilhelm Reich und Ernst Fuhrmann" (Edition Moderne, Weinbergstr. 84, 8006 Zürich, 1982, DM 9,80)

Im Frühjahr 1920 konstituierte sich die im Herbst 1919 unter Führung von Paul Levi aus der KPD hinausgedrängte linksradikale Mehrheit als KAPD. Von Clemens Klockner herausgegeben, liegt jetzt das "Protokoll des 1. ordentlichen Parteitages der (rätekommunistisch orientierten) kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands vom 1. - 4. August 1920 in Berlin" vor. (Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen, 1981, DM 24,-)

Seit 1971 erscheinen in Berlin die "Beiträge zum Thema Widerstand". Die bisher erschienenen 24 Hefte beschäftigen sich - um nur einige Themen zu nennen - mit "List als Mittel des Widerstandes" (A. Biss), der Widerstandsgruppe "Der Rote Stoßtrupp" (R. Küstermeier), dem "deutsche(n) Arbeiterwiderstand gegen das Dritte Reich" (D. Peukert), "Berliner Juden im Untergrund" (I. Deutschkron), "Bergarbeiter im Widerstand" (A. Wolfram) und "Metallarbeiter im antifaschistischen Widerstand" (W. Uhlmann). Zu beziehen sind die "Beiträge" über die Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße, Stauffenbergstraße 14, 1 Berlin 30.

Im vierten Jahrgang erscheint mittlerweile die Zeitschrift "Exil. Forschung Erkenntnisse Ergebnisse", die sich einem hierzulande immer noch gerne verdrängtem Thema widmet. Bezugsadresse: Edita Koch, Goethestr. 122, 6457 Maintal 2 (DM 18,50).

Der zuletzt erschienene Band 23 des "Archiv für Sozialgeschichte" enthält u.a. einige interessante Forschungsberichte: James S. Roberts schreibt über "The New Labor History in America: Problems and Prospects", Otto Dann über "Die Region als Gegenstand der Geschichtswissenschaft" und Michael H. Kater über "Begrifflichkeit und Historie. 'Alltag', 'Neokonservatismus' und 'Judenfrage' als Themen einer NS-bezogenen Sozialgeschichtsschreibung".

Bildnachweis

Der Abdruck der Bilder auf der ersten und der dritten Umschlagseite und auf den Seiten 57, 60 und 61 erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Museums für Hamburgische Geschichte, der der Bilder auf der zweiten Umschlagseite/Seite 1 und auf den Seiten 64 und 65 mit freundlicher Genehmigung des StA Hamburg.

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Oeffentliche politische Versammlungen.

Freitag, den 29. August, abends 8 Uhr:

Grosse Volksversammlung

in der „Neuen Welt", Hasenheide 108-114.

Fortsetzung der Versammlung, in der die Genossin **Klara Zetkin** über das Thema:

„Gegen den Gebärstreik"

gesprochen hat.

Die Berliner Frauen sind zu dieser Versammlung besonders eingeladen.

Die Eröffnung des Saales erfolgt erst um 7 Uhr.

Im Anbetracht des überaus wichtigen Themas erwartet zahlreichen Besuch

Verband sozialdemokr. Wahlvereine Berlins u. Umg.

J. A.: Eugen Ernst, Lindenstr. 2.

No. 4

Karin Kramer Verlag
Berlin

Inhalt

Geburtenrückgang - Gebärstreik
Zur Gebärstreikdebatte 1913 in Berlin

Ruhr-Universität Bochum

Die Seidenklöster

Die Grenzen proletarischer Theoriebildung in England vor 1850

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

No. 5

Karin Kramer Verlag
Berlin

Aus dem Inhalt

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt

Zu diesem Heft 4

Anneliese Bergmann
Geburtenrückgang - Gebärstreik.
Zur Gebärstreikdebatte 1913 in Berlin 7

Alexander Brandenburg / Wolfgang Braunschädel /
Jörg Hausmann / Johannes Materna
Ruhr-Universität Bochum 57

Dominique Vanoli
Die Seidenklöster 85

Gareth Stedman Jones
Die Grenzen proletarischer Theoriebildung
in England vor 1850 105

Karin Kramer Verlag
Berlin

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt

Zu diesem Heft

Erhard Lucas-Busemann
[illegible]

James Wickham
[illegible]

Joachim Bruhn
[illegible]

Martin Chalmers
Notizen zur Nazi-Propaganda

Paul Avrich
[illegible]

Helga Grubitzsch
[illegible]

Gottfried Mergner
[illegible]

Ojars J. Rozitis
[illegible]

Karin Kramer Verlag
Berlin

... und der ewig ausbleibende
deutsche Frühling, der den
Menschen, welcher noch an
Jahreszeit sich halten will,
beständig narrt, ist nur eine
unter zahllosen verwandten
Erscheinungen der sich zersetzenden
deutschen Natur.

Walter Benjamin

14,— DM